

Der Bote aus dem Ruhrtal.

Billigstes Wochenblatt

Erscheint am Donnerstag einer jeden Woche

Druck und Verlag von E. Hündt sel. Wwe. in Hattingen-Ruhr.

Bezugspreis: Monatlich 15 Pfg. (frei ins Haus gebracht), durch die Post bezogen 45 Pfg. vierteljährlich (ohne Bestellgeld).



für Stadt und Land.

mit der Gratis-Beilage „Familienfreund“.

Für die Redaktion verantwortlich: E. Zänker in Hattingen-Ruhr.

Anzeigengebühr: 12 1/2 Pfg. die 1spaltige Zeile oder deren Raum, außerhalb des Leserkreises 15 Pfg. — Reklamen 50 Pfg.

Nach Maßgabe der Versicherungs-Bedingungen sind die Abonnenten des „Der Bote aus dem Ruhrtal“ gegen Unfälle mit Todesfolge mit Mark 200, Bergseute unter Tage mit Mark 100, versichert. Jeder Unfall muß innerhalb 3 Tagen direkt bei der Geschäftsstelle dieser Zeitung angezeigt werden, jeder Todesfall aber sofort, spätestens innerhalb 48 Stunden. Bei Nichtbeachtung der Versicherungsbedingungen kann Unkenntnis derselben nicht als Entschuldigung dienen! Die Versicherungs-Bedingungen werden von Zeit zu Zeit veröffentlicht und stehen den Abonnenten jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Wie siehts aus in der Welt.

Graf Botho Eulenburg.

Der Tod des Staatsministers Graf Botho zu Eulenburg, der im Alter von 81 Jahren infolge Herzschwäche in Berlin starb, ruft die Erinnerungen an die großen Meinungsverschiedenheiten und Gegensätze wach, die Ende der 70er und Anfang der 80er Jahre zwischen dem damaligen Minister des Innern Graf Eulenburg und dem Fürsten Bismarck bestanden und viel von sich reden machten. Als Graf Eulenburg 1881 seine Entlassung einreichte, weil Bismarck im Abgeordnetenhaus eine Erklärung hatte vorlesen lassen, die gerade das Gegenteil zu den Ausführungen des Ministers war, blieben noch lange Spuren seiner Wirksamkeit zurück. Da Eulenburg der Vater des Sozialistengesetzes gewesen war. Nach Bismarcks Abgang und nachdem Graf zu Eulenburg bis 1892 Oberpräsident der Provinz Hessen-Nassau gewesen war, wurde er, als der damalige Reichskanzler Graf Caprivi am 24. März 1892 von dem Amt als Präsident des preussischen Staatsministeriums unter Verlassung in der Stellung als Mitglied des Staatsministeriums und Minister der Auswärtigen Angelegenheiten entbunden wurde, Präsident des Staatsministeriums.

Als Führer der Konservativen im preussischen Herrenhaus spielte Graf Eulenburg bis in die letzten Tage eine große politische Rolle. Präsident des preussischen Staatsministeriums war er nur zwei Jahre gewesen; denn mit dem Sturz Caprivis, der im Herbst 1894 erfolgte und auf einen Konflikt des zweiten Kanzlers mit dem Grafen Eulenburg wegen der Stellungnahme zur Umföhrungsfrage zurückzuführen war, schied auch Graf Botho zu Eulenburg aus dem Amt. Sein größtes Verdienst ist darin zu erblicken, daß er als Minister des Innern an dem Zustandekommen der Gesetzgebung, die die städtische und ländliche Selbstverwaltung ausbauten, großen Anteil hatte.

Ein Bruder des Verstorbenen ist der 74jährige Oberpräsident Graf August zu Eulenburg, der infolge seiner Stellung der am meisten deflorierte Mann in Deutschland ist.

Der preussische Staatsminister widmet dem Verstorbenen einen warmen Nachruf. Mit ihm sei einer der hervorragendsten lebenden Staatsmänner, dessen Wirksamkeit in der inneren Verwaltung Preußens dauernde Spuren hinterlassen werde, dahingegangen. Auch nach seinem Ausscheiden aus dem Staatsdienst habe er nicht aufgehört, in selbstloser Hingabe in die Interessen des Gemeinwohls seinen regenreichen Einfluß bei der Lösung der bedeutendsten gesellschaftlichen Aufgaben unserer Zeit zu betätigen. Mit dem Gedächtnis an die Verdienste des Dahingegangenen um Preußens Entwicklung und Größe werde das Bild seiner ritterlichen und geistvollen Persönlichkeit in der Geschichte und in den Herzen aller derer, die ihn kannten, fortleben.

Die Reichstags-Verfassung im 1. Berliner Wahlkreis.

Wie jede Wahl im reichshauptstädtischen Wahlkreis der Kanzler, die Staatssekretäre und Minister zur Urne. Und sie kommen alle, um ihr höchstes staatsbürgerliches Recht und damit die Pflicht jedes Staatsbürgers auszuüben. Bereits um 11 Uhr vormittags erschien der Kanzler gleichzeitig mit dem Staatssekretär v. Auleren-Wächter im Wahllokal der Bärenstraße. Wie immer, erhoben sich die Herren des Wahlvorstandes beim Nennen des Reichskanzlers von ihren Plätzen. Heiterkeit erregte der Umstand, daß die Stimmzettel so niedrig war, daß der Reichskanzler um Haupteslänge

ihre Hände überragte. Mancher Privatmann blieb dagegen wegen des am Wahltag herrschenden abfälligen Wetters zu Hause. Der kalte Regen, der unaufhaltsam von dem grauen Novemberhimmel herabrieselte, die Wasserläden und der Matsch auf den Straßen machten den Gang zum Wahllokal auch zu keiner Annehmlichkeit. Da des ewigen Regens wegen die Zettelverteiler nicht vor den Wahllokalen auf der Straße, sondern auf den Hausfluren Posto gefaßt hatten, so machte sich die Wahlhölle nach außen hin kaum bemerkbar. Erst in den späteren Nachmittags- und Abendstunden, als die Schlepper in Aktion traten, entfaltete sich das gewohnte Bild des heftigen Wahltrubels.

Es wurden 9505 gültige Stimmen abgegeben. Davon erhielten Stadthalter Dr. Kämpf (frei. Vpt.) 4888, Stadtverordneter Döwle (Soz.) 3840, Rechtsanwalt Ulrich (konf.) 587 und Schriftsteller Erberger (Ztr.) 174 Stimmen. Zersplittert sind 16 Stimmen.

Gewählt ist Dr. Kämpf.

Bei der Wahl im Januar erhielt Kämpf 4657 Stimmen, der Sozialdemokrat Döwle 4408, der demokratische Kandidat Gredde 1395. Auf den Kandidaten der Wirtschaftlichen Vereinigung entfielen 482 Stimmen, auf die damalige Erbergerische Kandidatur 169. Es haben also an Kandidaten bei der Erstwahl zugenommen mit Ausnahme des Sozialdemokraten, der rund 600 Stimmen abgenommen hat. Bei den 200 neuen Stimmen für Kämpf dürfte ein Teil der demokratischen aus der Januarwahl sein. Es bleibt also bemerkenswert, daß rund 1700 rot oder fast rot angehauchte Wähler der Wahlurne ferngeblieben sind.

Das Kohlen Syndikat

Ist über die Ablehnung des Fiskus, der eine weitere Steigerung der Kohlenpreise nicht mitmachen will, sehr enttäuscht. Die Kohlenmagnaten glauben immer noch, der Fiskus würde „schlapp“ machen und seine Mitwirkung erklären. Die „Bergwerkszeitung“ schreibt sogar:

„In Wirklichkeit werden natürlich die fiskalischen Zinsen ungefähr zu den erhöhten Preisen (des Syndikats) verlaufen. Der Fiskus rückt von dem Syndikat ab, spart aber dadurch die Lasten, die die Zugehörigkeit zum Syndikat sonst mit sich bringen würde.“

Diese unbewiesene Behauptung wird von der zuständigen Stelle schon ins rechte Licht gerückt.

Die „Bergwerkszeitung“ würde besser tun, darzulegen, aus welchen Gründen die Erhöhung des Kohlenpreises erfolgen muß. Wir sind der festen Überzeugung, daß sie den wahren Grund: Die Profitgier der Aktionäre nicht angeben wird. Die Besitzer der Kohlenzechen brauchen sich wahrlich nicht zu beklagen: reichliche Ausbeute wird verteilt, die sich von Quartal zu Quartal steigert, dazu kommt noch der steigende Wert der Aktien. Das Ansehen der Kohlenpreisschraube ist unumstößlich und durch nichts zu rechtfertigen. Wir danken es dem Fiskus, daß er solche Geschäftspraktiken nicht mitmacht.

Im

ungarischen Parlament

geht es nach wie vor heißer und brunter. Nur mit äußerster Kraftentfaltung ist die Ordnung im Hause aufrecht zu erhalten, ja zeitweilig muß sogar die Opposition von den Sitzungen ausgeschlossen werden. Um in Zukunft gegen alle Eventualitäten gerüstet zu sein, ist dem Abgeordnetenhaus ein Gesetz

Statt einer Antwort legte sie ihre kleine weiße Hand auf seinen Arm und sie schritten langsam dem Hause zu. „Es ist dir heute doch nichts Unangenehmes begegnet, Ella?“ richtete er mit forschenden Mienen von neuem das Wort an sie.

„Nichts Unangenehmeres als gewöhnlich,“ erwiderte sie ausweichend. „O, Paul, beeile dich, reich zu werden, damit wir diese entlegene, einfache Hütte verlassen können!“

Sein Antlitz ward bleich bei ihren Worten. „Mein teures Weib, mir ist dieses schlichte Landhaus lieber als ein Palast!“ sprach er. „Das macht, weil ich dich so unausprechlich liebe und weil es der Tempel unseres Glückes ist!“

„Ja“, versetzte sie mit einschmeichelnder Stimme, „darum ist mir dieses Haus ja auch lieb, allein erst wenn wir ein großes Haus bewohnen, voll von prächtiger Einrichtung, wirst du mich so heiter gestimmt sehen, wie du es wünschst!“

„Aber, Ella,“ entgegnete er vorwurfsvoll, „wie angestrengt werde ich arbeiten müssen, bevor ich daran denken kann, dir ein großes Haus zu bieten! Kannst du denn in der Tat dann erst glücklich werden?“

Eine leichte Wolke umdüsterte ihre Stirn.

„Mein herziges Kind,“ fuhr er fort, „du wirst niemals, glaube es mir, niemals glücklicher werden, als du es jetzt bist! Du hast Sonnenschein und Vogelklang den ganzen Tag, die rauschende Quelle murmelt dir ihre süßeste Melodie! Du kannst — und wirst dich nie glücklicher fühlen als wie eben jetzt und hier!“

Sie schüttelte den Kopf, doch unbeirrt schwärmte er weiter:

„Sieh in dieser trauten Waldeinsamkeit gehörst du mir allein an, und ich kann dich als mein Ideal anbeten, so oft ich es tue. Deine Schönheit entzückt mein Herz, —

entwurf ausgegangen, der die Bildung einer besonderen Garde für das Parlament vorsieht. Die neue Garde soll aus einem Major, zwei Leutnants, einigen Unteroffizieren und 50 Mann bestehen. Diese Hausgarde untersteht dem Präsidenten, das Recht hat, bei außerordentlichen Vorkommnissen die Wache in Aktion treten zu lassen. Da Militär bekanntlich nicht mit sich spaßen läßt, dürfte nach Einzug der Parlamentswache Ruhe in der Bude herrschen.

Unser Nachbar jenseits der Vogesen haben in den letzten Tagen viel von der Ehrlichkeit und Unbestechlichkeit, die in der

französischen Republik

durch den Rechnungshof eine Pflanzstätte hat, geredet und geschrieben.

Es ist immer so ein eigen Ding, wenn man seine Ehrlichkeit unaufgefordert bekennt. Der Finanzminister Klotz hat sich bei der Einweihung des neuen Rechnungshofes auf diese französische Ehrlichkeit viel zu Gute getan. Und verständnisvoll konnte der höchste Würdenträger: der Präsident Fallières beipflichten, denn er ist so rechtschaffen; über Ausgaben, die er im Interesse des Staates macht, Belege zu erbringen, daß diese Summen etwas hoch ausfallen: wer kann dafür!

Für den Empfang des Königs von Dänemark benötigte Herr Fallières einen neuen Hut, vielleicht auch zwei — er stellte dafür eine Rechnung, lautend auf 5000 (fünftausend) Francs, aus. Für Tischdecken und Programme rechnete der Herr Präsident die Kleinigkeit von 12 000 (zwölftausend) Francs. Herr Fallières besitzt außer seinem Gehalt von sechshunderttausend Fr. auch die gleiche Summe für Repräsentationskosten. Und trotzdem noch 5000 Francs für Hutgeld? Das französische Volk darf ob dieser Subvention mit vollem Recht die „schöne, tiefinnige“ Strophe singen: O Hanneus wat en Haut!

Im übrigen kultivieren die französischen Heißsporne den Revanchegedanken schlimmer denn je; sie sehen in den türkischen Niederlagen eine Blamage für Deutschland und ein Zusammenbruch des deutschen Systems.

„Libre Parole“ schreibt:

„In den Augen der ganzen Welt ist Deutschland heute am härtesten getroffen. Es hat sich herausgestellt, daß sein Schutz nicht die mindeste Sicherheit gewährt. Es hat sich gezeigt, daß der berühmte Feldmarschall v. d. Goltz lächerlich überschätzt wurde und die deutsche Methode nur schlechte Soldaten ausgebildet hat. Es ist bewiesen worden, daß die französischen Geschütze, die Bulgarien aus Frankreich bezog, denjenigen überlegen sind, die Krupp den Türken geliefert hat.“

Die Franzosen werden sich wundern, wenn ihnen die Kruppgeschütze einmal einen „guten Morgen“ entgegenbrüllen. Alle Bosheit rächt sich auf Erden.

Und während die revanchelustige Presse über Deutschland Spottartikel schreibt, sorgt sich die Marineverwaltung um die Kühlung der Kriegsschiffe, die nicht auslaufen können, weil ihnen die nötige Munition fehlt. In Toulon bergen die Arsenalen nicht einmal Pulver für 3 Kriegsschiffe und doch soll ein Bestand, ausreichend für 18 Kriegsschiffe vorhanden sein. Die Pulvertanks müssen daher mit dem gefährlichen Pulver B. gefüllt werden. Kurz vor der Abfahrt wurde noch festgestellt, daß es auch am nötigen Proviant fehlte. Das ist ja eine „volnische Wirtschaft“ in Reim-

neine Liebe erschließt mir den Himmel! Wenn wir dagegen reich wäre und in der großen Welt lebten, würdest du vielen anderen angehören müssen, — andere würden sich an deinem Liebreiz weiden und dich mit Schmeicheleien überhäufen. Und ich möchte es um alles in der Welt nicht, daß mein schönes Weib von jedermann bewundert wird! Ich will dich im Gegenteil immerdar nur ganz allein besitzen!“

„Und eben das würde mich ergötzen!“ entgegnete sie ihm. „Wie mein Herz sich sehnt nach dieser herrlichen großen Welt, welche du so verachtest. Der Gedanke, mein Lebenlang in dieser Einsiedelei zu verbringen, ist für mich so entsetzlich, daß ich gleich einem Vogel meine Schwingen ausbreiten und davonfliegen möchte!“ Sie sah ihn lächelnd an: „Glaubst du nicht, daß ich recht habe, Paul? Sprich!“

„Nein!“ antwortete er. „Eine Frau sollte zufrieden sein mit der Liebe und Bewunderung, welche sie in ihrem eigenen Heim findet!“

Sie sah ihn von neuem mit ihrem bezaubernden Lächeln an und fragte:

„Wie lange wird es währen, bis du reich bist?“

Er seufzte schwer.

„Das kann ich dir nicht sagen, Ella!“ antwortete er. „Vorderhand bietet sich mir dazu nur geringe Aussicht. Ich bin Lord Dene's Verwalter und beziehe als solcher gerade so viel Gehalt, wie unser Lebensunterhalt erfordert, — nicht mehr!“

„Aber,“ lenkte sie ein und ihre Augen füllten sich dabei mit Tränen, „du erzähltest mir doch einmal, daß du einst dein Glück machen würdest!“

Bei dieser Aeußerung glitt ein Sonnenstrahl über sein Antlitz und er sagte:

„Das werde ich auch und zwar durch meine Pa-

Gebrochener Stolz.

Roman von A. Baumann.

(Nachdruck verboten.)

1. Kapitel.

Mit wilden Rosen, Schlingpflanzen und Jasmin überdeckt, von Weinreben umrankt, lag es da wie ein Idyll: — das Waldhaus der herrschaftlichen Besingung Dene im nördlichen England.

In der Tür, den breiten Waldpfad scharf hinabspähend, stand eine jugendliche, überraschend schöne Frau, Ella Walbon, die Mutter des reizenden kleinen Anabens, der da vor ihr auf dem Rasen spielte. Sie zählte erst neunzehn Jahre. Sie hatte hellbraunes Haar, welches im Sonnenschein wie Gold glänzte. Ihre Augen waren dunkelblau und von langen seidigen Wimpern beschattet. Sie war von einer so wundervollen Schönheit, daß man sich fragen mußte, wie diese Frau die Gattin eines Mannes geworden sein konnte, der sich sein Brot im Schweige seines Amtes verdiente.

Eifrig laufend und spähend stand sie da und plötzlich leuchtete es in ihren Augen auf. Sie vernahm Fußtritte und sah gleich darauf ihren Gatten daherkommen und eilte ihm froh entgegen.

Paul Walbon zeigte den echten normannischen Typus. Er war dunkel, hübsch gestaltet, voll Kraft und Leben. Seine tief-schwarzen Augen blickten offen in die Welt und befeuchteten durch ihr Feuer einen rastlos tätigen Geist, und in seinem ganzen Wesen war er so frei und unabhängig, als sei er jedem ebenbürtig.

Sein ganzes Antlitz veränderte sich indes, sobald er sein junges Weib erblickte.

„Du hast bereits auf mich gewartet, mein Lieb?“ fragte er.

kultur. Und faheln die Grohhäse von Revanche. Das gibt bestimmt eine böse Ernüchterung.

In London tagte unter Teilnahme vieler Interessenten die

Deutsch-englische Verständigungskonferenz.

Als Resultat dieser Tagung darf festgestellt werden, daß haben und drüben viele Kreise ernstlich bemüht sind, freundschaftliche Beziehungen zwischen den beiden „Nationen germanischer Rasse“ herbeizuführen. Anstelle der gegenseitigen Eifersucht wünscht man ein eifriges deutsch-englisches Zusammenarbeiten. Das kam ganz besonders am Freitag in der Schlusssitzung zum Ausdruck, die der Förderung des gegenseitigen Kennenlernens der beiden Völker galt. Daß Deutschland und England gemeinsame Aufgaben in der Kultur- und Wirtschaftsentwicklung haben, steht wohl völlig außer Zweifel, und es ist erfreulich, daß dies jetzt wieder von angesehenen Männern des britischen Reichs betont worden ist. Leider entstehen aber immer wieder Störenfriede, wie zuletzt der englische Marschall Lord Roberts, der mit seiner Geschwätzigkeit die deutsch-feindlichen Elemente in helle Aufrührer verkehrte. Den verantwortlichen, Sir Edward Grey, aber in eine unangenehme Lage brachte, die ihn veranlaßte, die Rede des Marschalls als töricht zu bezeichnen. Eine englische Zeitschrift fragt sogar: ob denn dem Lord Roberts kein Maulkorb anzulegen sei. Diese Aeußerungen lassen erkennen, daß England auch noch nuchtern denkende Leute aufzuweisen hat; aber solange verständnisvolle Leute wie der frühere Kriegsminister Salisbury fast gestellt werden, dürfte eine völlige Einigung kaum erzielt werden.

Der

Newyorker Polizeistandal

hat mit der Verurteilung des Polizeileutnants Beder zum Tode durch Elektrizität geendet. Die Hinrichtung ist aber verschoben, weil der Verurteilte gegen das Urteil Berufung eingelegt hat. Die Entscheidung kann sich noch ein Jahr verzögern. Durch die Prozeßverhandlungen ist die Newyorker Korruption vor aller Welt offenbar geworden. Die Polizei ist als die raffinierteste Uebertreterin des Gesetzes entlarvt. Bei fast allen größeren Diebereien hat sie ihre Hände im Spiel gehabt. Während der Verhandlungen verurteilten die Freunde Beders die tollsten Schieberereien, selbst vor Mordtaten schreckten sie nicht zurück; der Staatsanwalt verhalf aber dennoch der Gerechtigkeit zum Siege. Wir Deutsche können uns glücklich schätzen in einem Staate zu leben, der als Hüter des Gesetzes und der Ordnung, jedem Staatsbürger ein beruhigtes Leben garantiert.

Auf dem Balkan

überholen sich die Ereignisse. Die türkische Armee hat dem Traufängertum der Bulgaren, Serben, Griechen und Montenegro nicht Stand halten können. Auf allen Kampfplätzen sind sie besiegt. In den meisten Gefechten haben sie einen kaum nennenswerten Widerstand geleistet und ihren Gegnern das Siegen sehr leicht gemacht. Ganze Regimenter haben ihr Heil in der Flucht gesucht und wehe den Dörfern, die von dieser demoralisierten Soldateska heimge- sucht werden.

Besonders toll haben die Mohammedaner in den christlichen Dörfern gehaust; das Blut ist in Strömen geflossen und schreit zum Himmel. Die in der Türkei lebenden Christen haben allen Grund zur Sorge. Und die interessierten Mächte beeilen sich, durch Entsendung von Kriegsschiffen in die türkischen Häfen der drohenden Gefahr zu begegnen, die Staatsangehörigen sollen Gelegenheit haben, ihr Leben in Sicherheit bringen zu können. Die deutsche Regierung hat außer den im Mittelmeer weilenden Schiffen „Seydlitz“, „Göben“ und „Breslau“ noch drei neuen Kreuzer „Göben“, „Seydlitz“ und „Breslau“ nach dem Mittelmeer entsandt. Die Schiffe sind dem Konteradmiral Trummer unterstellt. Die Schiffe repräsentieren eine ansehnliche Streitmacht; es ist von unserer Regierung also alles geschehen, um die Interessen unserer Reichsangehörigen nachdrücklich zu vertreten. Ein ganz tolles Rüstwerk betreibt England; die Entsendung solcher stark bewaffneter Schiffe läßt den Schluß zu, daß England nicht nur den Schutz seiner Untertanen vornehmen wird, sondern auch noch andere „Geschäfte“ zu erledigen gedenkt. Die Macht haben in Konstantinopel haben vollständig den Kopf verloren. Die Berufung Riamil Paschas zum Großwesir hat an diesem bedenklichen Zustand nichts geändert, ja man darf sagen, das Unglück noch beschleunigt. Riamil Pascha, ein durchaus englandfreundlicher Mann hat sich bereits dazu entschließen müssen, die Mächte um ihre Vermittlung zu ersuchen. Damit hat die Türkei sich selbst aufgegeben und sich der Gnade der beteiligten Großmächte empfohlen.

Der Mohammedanismus hat elend Fiasko gemacht. Jahrhunderte benötigte er zur Unterjochung europäischer Völker und jetzt ist er in wenigen Tagen zu Boden geschlagen. Die künstlich geschüttelten morischen Balken sind zerbrochen und die Befürworter der elenden Behauptung jammern um Gnade. Jetzt werden die Diplomaten in Aktion treten, möglichst, daß sie den Türken das Heimatrecht in Europa retten; aber mit der Macht des Halbmonds ist es endgültig aus.

Die Vernichtung der türkischen Armee.

die mit der Schlacht von Rila-Rilisse einsetzte, war auf den geraden erbärmlichen Zustand der einzelnen Verbände zurückzuführen. In den Schilderungen, die ein verwundeter türkischer Generalstabsoffizier einem Mitarbeiter des „Tag“ in Konstantinopel machte, heißt es, daß die Schlacht mit einer energiegelassenen Offensive der Türken begonnen habe, obgleich der größte Teil der türkischen Truppen hungrig, müde und ohne jede Marsch-Ordnung war. Im Gegenstoß zu früheren Mitteilungen wird Generalmajor Mahmud Muthitar Pascha als das Vorbild eines Heerführers hingestellt, der in der Schlacht unerschütterliche Ruhe, Entschlossenheit und einen Mut an den Tag legte, der an Verwegenheit freiste. Es gelang ihm auch, zu Beginn der Schlacht die Bulgaren zurückzuwerfen, als plötzlich eine Division ohne Grund die Stellung räumte.

Die Offiziere verlagten vollkommen, Mahmud Muthitar Pascha mußte selbst den Regiments- und Bataillonskommandeuren spielen. Doch fluteten die Rediffs (die Reiter) unaufhaltsam zurück. Schließlich zog der Pascha seinen Degen und hieb wütend auf die Rediffs ein, die Generalstabsoffiziere schossen mit Revolvern zwischen die Fiehkenden.

Als schließlich einige Barden zum Stehen kamen, schossen die Kerle in die Luft. Wenn man bedenkt, daß die türkischen, Ella! Es schwirren mir mechanische Erfindungen im Kopfe herum, die, wenn sie sich realisieren, mich zum reichen Manne machen müssen. Und doch, „fuhr er düster fort, — „möchte ich lieber arm und in diesem friedlichen Waldhäuschen lebenslanglich wohnen bleiben! Dieses Leben hat einen tausendfachen größeren Wert für mich als das, welches der schändliche Mammon mir zu bieten vermöchte. Es kommt mir vor, daß ich, wenn ich reich werden würde, fürchten müßte, dich zu verlieren, und sich, Ella, die ganze Welt würde mir nicht den Verlust auch nur eines Atoms deiner Liebe ersetzen können!“

(Fortsetzung folgt.)

schon Bataillone aus nur einem Fünftel aktiver Truppen, zwei Fünftel Rekruten und zwei Fünftel Rediffs, die zum Teil niemals Dienst getan hatten, bestanden, so kann man die allgemeine Verwirrung, die nach dem ersten Rückfluten entstand, leicht begreifen. Als schließlich gar die Jügel gestürzt wurden, gab es kein Halten mehr, und so ist es natürlich, daß fast das ganze Gepäc und große Munition- und Fouragevorräte in die Hände der Bulgaren fielen, die auch mühelos und ohne Opfer die verlassenen Geschütze erbeuteten. Die türkischen Flüchtlinge aber waren völlig demoralisiert, wozu das schlechte Wetter, die schlechte Bekleidung und Verpflegung und besonders das miserable Schutzeug viel beigetragen hatten. Die türkische Artillerie hatte ihre Pflicht getan, auch die regulären Truppen, die im stärksten feindlichen Artilleriefeuer muttergültig in Schützengruben über das Gelände vorgegangen waren, allerdings umsonst, da die Flucht der Rediffs auch sie zur Umkehr zwang.

Diese Schilderungen bestätigen ein höherer ausländischer Offizier, der seit mehr als drei Jahren in türkischen Diensten steht, auch für die Schlacht bei Lüle-Burgas. Wie bei Rila-Rilisse seien die Türken zuerst erfolgreich gewesen, der linke Flügel habe sogar einen völligen Sieg errungen. Erst später hätten die Türken, ohne daß die Bulgaren angriffen, wegen Nahrungsmangel die eroberten Stellungen geräumt. Die

vollkommen versagende Verpflegung

habe den Rückzug bewirkt. Der Offizier konstatierte ferner, daß das bulgarische Artilleriefeuer nicht gut sei, daß vor allem die Granaten nicht richtig explodierten.



Die Führer der verbündeten Armeen auf dem westlichen Kriegsschauplatz.

Unter heutiges Tableau zeigt die Porträts der Heerführer des Balkanbundes, denen die Leitung auf dem westlichen Teil des Kriegsschauplatzes obliegt. Die Oberleitung des serbischen Heeres hat der frühere Kriegsminister General Putnik. Ihm zur Seite steht General Zivkowsch, der gleichfalls früher Kriegsminister war. Die erste serbische Armee befehligt General Bogowitsch, der gegenwärtige Minister des Krieges; bei dem von ihm befehligten Korps befindet sich auch König Peter mit dem Kronprinzen Alexan-

der. Die dritte Armee kommandiert General Janowitsch, ein Veteran aus den serbischen Befreiungskriegen.

Die griechische Armee wird vom Kronprinzen Konstantin, die montenegrinische Armee vom Erbprinzen Danilo befehligt. Während ersterer bisher geschlossenen kämpfte, operiert letztere in drei getrennten Gruppen. Die Nordarmee kommandiert der Kriegsminister Wukowitsch, die Hauptarmee der Erbprinz, und die Südarmee, welche gegen den Taraboch vorgeht, General Martinowitsch.

Brandstiftung einer Vierzehnjährigen.

Aus Heimweh ist das erst 14 Jahre alte Dienstmädchen Berta Guttan zur Brandstifterin geworden, das sich dieserhalb vor der Strafkammer in Kiel zu verantworten hatte. Die Angeklagte war bei einem Gärtner im Dienst und wurde hier nach ihrer eigenen Aussage sehr gut behandelt. Trotzdem bekam sie Heimweh und wollte wieder nach Hause. Ihr Vater war aber der Meinung, daß sie es in dem Dienst ruhig aushalten sollte und wollte mit dem Dienstherrn einen neuen Vertrag auf ein weiteres Jahr machen. Kurz vor Abschluß des Vertrages brach in dem Anwesen des Gärtners Feuer aus. Das Anwesen brannte mit seinem Inhalt vollständig nieder, der Gesamtschaden belief sich auf ungefähr 8000 Mark. Als Täterin kam sofort die Angeklagte in Veracht, die nach anfänglichem Leugnen auch die Brandstiftung zugab. In der Verhandlung gab sie an, sie habe nicht beabsichtigt, das ganze Anwesen niederzubrennen, sondern sie habe nur einen „kleinen Brand“ legen wollen. Sie habe großes Heimweh nach Hause gehabt und wollte dem Vater einen Beweis geben, daß der Aufenthalt bei dem Gärtner gefährlich sei, weil es womöglich wieder brennen könne. Sie habe gehofft, daß der Vater sie daraufhin nach Hause nehmen werde. Der Gerichtshof verurteilte die Angeklagte zu der gesetzlich niedrigsten Strafe von einem Jahre Gefängnis, ließ ihr aber die Wohlthat der bedingten Strafaussetzung zuteil werden.

In der türkischen Schlachtenreihe bei Lüle-Burgas.

Zum ersten Mal ist es jetzt einem europäischen Kriegskorrespondenten gelungen, die Türken während des Kampfes aus unmittelbarer Nähe zu beobachten und seine Schilderung dem Telegraphendrahte zu übermitteln, ohne die Zensur passieren zu müssen. Der Kriegskorrespondent der Stampa weilte am 30. Oktober in den Schlachtreihen bei Lüle-Burgas, sandte seine Aufzeichnungen durch Boten nach Konstantinopel, von hier nach einem neutralen Hafen, von wo aus die Schilderung auf drahtlichem Wege zensurfrei nach Turin gelangte. Es scheint, daß in der Schlacht von Lüle-Burgas im osmanischen Heere wieder etwas von dem Geist der alten Türkenkrieger aufgeflammt ist. Am 29. Oktober begann das gewaltige Ringen, in dem zum ersten Mal in diesem Feldzug den bulgarischen An-

greifern ein wirklicher Widerstand entgegengesetzt wurde. „Die Türken schlugen sich um ihre Existenz und mit einem heldenhaften Ingrimm. Um jeden Fuß Boden wird mit beispielloser Graulamerkeit gerungen.“ Die Schlacht begann mit einem heftigen Artilleriefeuer von Seiten der Bulgaren, denen es trotz aller Schwierigkeit und der strengen Kälte gelungen war, Geschütze von großer Tragweite herbeizuschaffen. Von Anfang an konzentrierte sich das Hauptfeuer auf die nördliche Spitze von Lüle-Burgas, wo die Verteidigungslinie einen Art rechten Winkel bildete. Die Türken haben drei Armeekorps im Kampfe. Ihre Stellung ist am rechten Flügel besonders stark, am linken Flügel aber und im Zentrum liegen infolge des ebenen Terrains die Verhältnisse weniger günstig. Die türkische Artillerie erwiderte sofort das Feuer. Während einer Feuerpause nahmen die Bulgaren an, die feindlichen Geschütze zum Schweigen gebracht zu haben; und ein wilder Angriff setzte ein. Anfangs wurde die türkische Infanterie von dem Ansturm zurückgedrängt; aber als dann die Verstärkungen entwickelt wurden, gelang es ihnen schließlich, das verlorene Terrain zurück zu erobern. Das ist in großen Umrissen der Verlauf des ersten Schlachttages; am zweiten, am 30. Oktober, setzte das Ringen mit erneuter Wut wieder ein. „Man kämpft auf einer Front von nahezu 40 Kilometer. Schmet Pascha, der die Truppen in Lüle-Burgas befehligt, geriet in eine verzweifelte Lage. Durch die starken Verluste des vorigen Tages zu wilder Leidenschaft entbrannt, gingen die Bulgaren mit großen Kräften in wildem Sturm vor. Schmet Pascha mußte befürchten, aufgegeben zu werden und verlangte von Abdullah Pascha schleunige Verstärkung. Abdullah befand sich in Tschorlu, 40 Kilometer weiter südlich, und setzte sich sofort in Bewegung; er brachte die in den letzten Tagen in Tschorlu konzentrierten Reservedivisionen mit. Es gab ein wildes Durcheinander, die Truppen, Infanterie und Artillerie, stürmten die Eisenbahnhauptstadt, um möglichst schnell zur Front zu kommen: viele Reservisten hatten überhaupt noch keine Waffen, wurden aber in aller Hast zur Front geschickt, wo man sie dann auf dem Schlachtfeld mit den Gewehren und der Munition der Gefallenen und Verwundeten ausrüstete. Abdullah selbst eilte zur Front. Den ganzen Tag über trafen in Lüle-Burgas aus Tschorla kommende Truppen ein; die Soldaten erkletterten die Wagenböden, banden sich fest, um nicht zu fallen, alles wollte in den Kampf. Andere Regimenter marschierten sofort zu Fuß los; unterwegs wurde das Gepäc abgelegt, um den Marsch zu be-

schleunigen und
hätten einzut
weiter Beschrei
bedenklichen
von Lüle-B
wurde von ein
des Unterleut
wahr gestärkt
Das Handgem
horden wur
gehen. Der
beiduldigt
wen. Das G
Wirkung auf
als der Kor
Kampf um
Flügel der B
Muthitar: Pa
der ersten be
der ersten be
Gravours und
aber immer
mus durch di
Truppen der
Muthitar, jen
kollektive sich
Punkt ergriffe
die Fäden dar
offiziäre diese
zur Bahn
stehenden Zug
auf die Lokom
Seidler in off
etwas zu essen
Seidler stand
benten; die F
der: „Diese
Prachtvoll be
gere. Rastlos
der Gefahr,
„Wir schulden
+ König

Eine hü
lose und me
von Italien
erschneidende
mann ist mit
Straße nach
Fahrerader an
Panne gege
mann zu.
„unseren Nade
schlägt, aber
ich ehrlich sein
beladen und
Blas.“ „Ad
wird schon ge
rücken.“ Und
werden auf
auf dem Bo
wird der Fuß
antwortet, ab
dem Gesicht i
dann?“ frag
hast sich am
eine dunfle
meint er: „I
nal gesehen.“
„in.“ „Die
die Jügel un
lich gelingt es
dem Alten d
absteigt und
Bantnote reie
alter Bekann

Ein St
Donnersta
Kriegsministe
Lauter Zübel
serbische und
gen in die Zu
Wodengelaute
oberen Stad
ten die Straß
ten die Beleg
rad) melben.
der Zeitunge
und flotten M
die Gefangen
unterer viele
dem Prinzen
schleht hat.
Sage, durch
Kriegsministe
hat sich die
romung von
nen und 20
romannichaf
fara ertönt
in Offizier ja
langen sie an
Wends in
der Stadt, re
National- und
lehs oder ach
für“, die fleh
leint der bu
Malow, ein
herr. Kräftig
in Saale her
wird er drei
war sehr ger
wegen ihn ni
wesen die Tür

schleunigen und möglichst schnell bei den bedrängten Ge-
schwägern einzutreffen.“ Der Ingrimme des Kampfes spottet
seiner Beschreibung. Auf beiden Seiten wurde mit einer
bedenkenlosen Bravour gerungen. Sabait-Mula, das, nicht
von Eile Burgas, von den Bulgaren besetzt war,
wurde von einer türkischen Kompagnie unter dem Befehle
des Unterleutnant Jelsin mit aufgepflanztem Seitengewehr
wieder gestürmt und nach furchtbarem Nahkampf genommen.
Das Handgemenge trug den Charakter verzweifelter Wut,
wardon wurde nicht gefordert und Pardon nicht ge-
geben. Der Ingrimme der Türken ist maßlos, denn man
beschuldigt die Bulgaren, türkische Verwundete zu ermor-
den. Das Gerücht ist natürlich unbegründet, aber seine
Wirkung auf den Geist der Truppen ist unverkennbar.“
Als der Korrespondent seinen Bericht abschloß, war der
Kampf um Eile Burgas noch unentschieden; der linke
Flügel der Bulgaren dagegen war im Zurückweichen, und
Mustafa: Pascha ging vor. . . Nach all den Erfahrungen
der ersten beiden Schlachttage setzte sich jedenfalls, daß
die türkischen Eintruppen am 7. heute noch mit alter
Bravour und alter Todesverachtung zu kämpfen wissen
aber immer wieder werden die Wirkungen ihres Herois-
mus durch die Reserveabteilungen zunichte gemacht. „Die
Truppen der Territorialreserve von Eile Burgas, die
Mustafiz, jenenamen sich erbärmlich. Als bulgarische Ka-
vallerie sich ihren Stellungen näherte, wurden sie von der
Panik ergriffen, warfen die Gewehre fort und liefen wie
die Hasen davon. Und leider sah man auch viele Reserve-
offiziere diesem Beispiel folgen. Die Flüchtlinge stürmten
zur Bahn, zertraten Frauen und Kinder aus den bereit-
stehenden Zügen, nahmen deren Plätze ein, drängten sogar
auf die Lokomotive; nur dort, schnell fort. Sie erreichten
Seidler in offener Meuterei, brüllten, heulten, verlangten
etwas zu essen und schienen zu jeder Gewalttat bereit. In
Seidler stand der Zug mit den fremden Kriegskorrespon-
denten; die Haltung der Deserteure wurde immer drohen-
der: „Diese Hunde haben Brot; schlagen wir sie nieder!“
Schreckvoll benahmen sich die anwesenden türkischen Offi-
ziere. Kaltblütig gingen sie auf die Horden zu, trockten
der Gefahr, nahmen den Kerlen richtig die Waffen ab
und bewachten die Korrespondenten vor dieser Soldateska.
„Wir schulden diesen Tapsern viel Dank.“

Eine hübsche kleine Geschichte, die für das anspruchs-
lose und menschenfreundliche Wesen der Königin Elena
von Italien charakteristisch ist, wird in einem in Pisa
erscheinenden Blatte berichtet. Ein italienischer Fuhr-
mann ist mit seinem Koffarren unterwegs, und auf der
Straße nach Marina begegnet er zwei Damen, die ihn
Fahrräder an der Seite führen. Ansehend hat es eine
Damen gegeben, jedenfalls winkten die Damen dem Fuhr-
mann zu. „Sagen Sie, galantuomo, dürfen wir mit
unseren Rädern bei ihnen aufsteigen?“ Der Fuhrmann
lächelt, aber er meint nicht ohne Bedenken: „Nun, wenn
ich ehlich sein soll, mein Karren ist schon herrlich schwer
beladen und ich habe schon für mich allein sehr wenig
Platz.“ „Ach, meint die eine der beiden Damen, „es
wird schon gehen, man muß eben ein wenig zusammen-
rücken.“ Und es geht schließlich auch, die beiden Räder
werden auf dem Wagen verstaut, die Damen nehmen
auf dem Bode Platz und die Fahrt geht weiter. Nun
wird der Fuhrmann mit Fragen bekümmert; der gute Mann
antwortet, aber dabei bleibt sein Blick immer wieder auf
dem Gesicht der einen Dame haften. „Kennen Sie mich
 denn?“ fragte die Fremde schließlich. Der Fuhrmann
trabt sich am Kopfe, offenbar sucht er sich über irgend
eine dunkle Erinnerung klar zu werden, aber schließlich
meint er: „Nun ja, irgendwie habe ich das Gesicht schon
mal gesehen.“ Die Dame lächelt: „Ich bin Eure Köni-
gin.“ „Die Königin!“ Dem waderen Fuhrmann entfallen
die Zügel und er weiß kein Wort zu sagen. Aber schließ-
lich gelingt es dem frühlichen Gespräch der Königin doch,
dem Alten die Befangenheit zu nehmen. Und als sie
absteigt und dem Fuhrmann „für seine Kleinen“ eine
Bantnote reicht, fühlt sich der vettorino schon als guter
alter Bekannter.

Donnerstag, den 24. Oktober, nachm. 5 Uhr, vor dem Kriegsministerium. In Massen stauen sich die Menschen. Lauter Jubel ringsum. Die Turner bringen bulgarische, kroatische und montenegrinische Fahnen herbei. Mägen fliegen in die Luft. Donnerndes Hurrahgeheiß mischt sich mit Hochangeleude. In kurzer Aufeinanderfolge öffnen sich im oberen Stodwerke des Kriegsministeriums Fenster, und auf der Straße flattern bedruckte Zettel, die in knappen Worten die Befehle von Kiti-Rilija (auf Bulgarisch Solenograd) melden. Schnelligst herausgegebene Extrablätter einiger Zeitungen, die auf der Straße ausgebreitet werden, und flotten Wlask finden, ergänzen diese Meldungen durch die Gefangenennahme von 30–40 000 türkischen Soldaten, darunter vielen hohen Offizieren, einem Pascha und selbst einem Prinzen. (Was sich inzwischen als nicht erfolgt herausstellt hat.) Zahlreiche Menschen sammeln sich zu einem Haufe, durchziehen die Stadt, und vor den verschiedenen öffentlichen Gebäuden und vor einigen Gesandtschaften entlockt sich die Begeisterung in lauten Ovationen. Eine Abordnung von Offizieren begibt sich in die verschiedenen Rathen und Lazarett und gibt den dort versammelten Rekrutemannschaften und Kranken den Erfolg bekannt. Das Hurra ertönt aus den Soldatenheeren in gewaltiger Kraft; ein Offizier sagt zu mir: Wenn das die Türken hören, dann fangen sie an zu laufen.

Und doch mischt sich schon ein leiser Unterton in all die Freude; von Mund zu Mund geht das Gerücht, daß die bulgarischen Truppen bei der Erstürmung von Solenzgrad fürchterliche Verluste erlitten haben sollen. Erholt ist man hier über die Tatarennachrichten, die von einzelnen europäischen Zeitungen über das Verhalten der bulgarischen Truppen der friedlichen türkischen Bevölkerung gegenüber veröffentlicht werden. „Wir werden uns doch nicht selbst ins Gesicht schlagen,“ sagten mir hochbedeute Bulgaren, „indem wir denken, die wir befreien wollen, das Völkchen verwüsten.“ Am folgenden Montag früh sind die diesjährig fälligen Rekruten einberufen worden. Das gab der Stadt wieder ein lebhafteres Aussehen. Auch das mazedonische Freiwilligenkorps ist nunmehr einbezogen und soll in diesen Tagen nach dem Kampflage befördert werden. Hoffentlich zeigen sie sich als Soldaten ihrer bulgarischen Brüder würdig.

Thomas Woodrow Wilson, der Mann, der jetzt in Amerika im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses steht, da er zum Präsidenten der großen Republik gewählt worden ist, wurde am 28. Dezember 1856 in Staunton im Staate Virginia geboren; er steht jetzt also im 57. Lebensjahre. Im Jahre 1885 wurde er Professor der Geschichte und Volkswirtschaft an der Brim-Maur-Universität. Später wirkte er an der Wesleyan-Hochschule mächsiglich ein Jahrzehnt an der bedeutenden John Hopkins-Universität in Baltimore. Seiner langen Praxis als Dozent verdankt Wilson seinen knappen und klaren Vortragstil und die Fähigkeit, seine Anschauungen stets so auszudrücken, daß niemand sie mißverstehen kann. Im Jahre 1900 folgte Woodrow Wilson einem Ruf als Professor der Jurisprudenz und Politik an die Hochschule, an der er selbst studiert hatte, nämlich die Princeton-Universität. Zwei Jahre darauf wählte man ihn zum „Präsidenten“, zum Rektor dieser Lehranstalt. In Amerika bildet das Rektorat eine dauernde Stellung, deren Inhaber einen großen Einfluß auf die Entwicklung der Universität zu üben imstande ist. Wilson war ein überaus eifriger und erfolgreicher „Präsident“, ein tüchtiger Reformgeist erfüllte die Zeit seiner Universitätsregierung. Woodrow Wilson blieb Leiter von Princeton bis zum Jahre 1910, als ihn die Demokraten des Staates New Jersey zum Kandidaten für den Gouverneursposten aufstellten. Die politischen Verhältnisse in New Jersey waren damals recht trübe, und eine arge Korruption machte sich in allen Zweigen des öffentlichen Lebens breit. Wilson trat mit dem Programm rückständiger Reformen auf den Kampfbühnen. Sein Wahlfeldzug erregte in der ganzen Union das größte Aufsehen, und er wurde in dem zuvor republikanischen Staat mit einer Mehrheit von 50 000 Stimmen gewählt. Wilson enttäuschte auch die Erwartungen nicht, die man auf ihn gesetzt hatte; mit Mut und Glanz reinigte er den politischen Aergernis und verbielt sich auch als Staatsoberhaupt den Ruf eines tüchtigen Reformers, den er sich als Universitätsleiter erworben hatte. Seit zwei Jahren mehren sich unausgesetzt die Stimmen, die in ihm den aussichtsreichsten demokratischen Kandidaten für die Präsidentenwahl von 1912 sehen, und als in diesem Sommer die Delegaten-Wahlen für den Nationalkongress stattfanden, vereinigte der fortschrittliche Flügel der Demokraten seine Stimmen auf Woodrow Wilson. Die Wech-Kämpfe sind noch in aller Erinnerung. Jetzt hat er über seine Gegner Taft und Roosevelt den Sieg davongetragen.

Das heimlichste Bittgesuch an den Kaiser.
Ein Fräulein T. aus Kassel, das in einer dortigen Familie eine Stellung als Stütze der Hausfrau einnahm, interessierte sich seit längerer Zeit für die Bühne. Die junge Dame hatte den glühenden Wunsch, sich für die Bühne auszubilden zu lassen, es fehlte ihr jedoch an den hierzu nötigen Mitteln. Kurz entschlossen richtete Fräulein T. ein Bittgesuch an den Kaiser, ihre Verhältnisse und Wünsche darlegend. Dieser Tage nun ließ das Hofmarkschallant Frl. T. den Bescheid autommen, daß sie sich am 1. November in Berlin zur Verfügung der Königl. Hofintendantz einfinden sollte, die Kosten der Auszubildung sollen aus der Privatschatulle des Kaisers bestritten werden.

Veruf und Kinderzahl in Frankreich. Eine
Ioch von franz. Arbeitsministerium herausgegebene amt-
ftatiftik gibt einen intereffanten Einblid in das Verhältniß von
Kinderreichtum und Veruf. Es zeigt fih, daß in gewiffen
Ständen, ja in gewiffen Berufen der Kindermachwuchs gro-
ßer ift als in anderen. So haben die amtlichen Feftftellun-
gen ergeben, daß man die kinderreichtften Familien in Frank-
reich unter den Fiſchern und den Seeleuten findet, hier ent-
fallen auf jede Familie durchſchnittlich 5 Kinder. Ihnen
folgen die übrigen Arbeiterklaſſen mit durchſchnittlich vier
Kindern auf die Familie; bei den Arbeitgebern dagegen ift
der Nachwuchs kleiner und die Durchſchnittszahl nur 3,6.
Noch geringer ift der Kindermachwuchs der wohlhabenden
Klaſſen. Am intereffanteften aber ift die Feftftellung, daß
man die geringfte Kinderzahl nicht etwa bei den reichen
Leuten findet, fondern bei den feftangeftellten Beamten des
Staates und der Gemeinde und bei der Wittellafte der
taufmännlichen Angestellten. Am Freitag beriet ein Mi-
nifterrat über Maßnahmen gegen die wachſende Abnahme
der Kinderzahl und eine beſonders parlamentariſche Kom-
miſſion wurde eingefeht, die ſich mit dem Problem des fran-
zöfiſchen Geburfturdganges befäftigen foll.

Eine erschütternde Tragödie hat sich auf dem Friedhof in Prenzlau (Plesien) abgespielt. Aus Gram über den Verlust ihres erst kürzlich beerdigten Kindes über-
 ging sich am Grabe desselben die Arbeiterfrau Walestoma
 mit Spiritus und zündete diesen an. In demselben Augen-
 blick stand sie in hellen Flammen. Als der Friedhofswärter
 den Flammensein sah, eilte er sofort zu Hilfe, fand aber
 nur noch die vollkommen verkohlte Leiche der unglücklichen
 Frau vor.

Das Schicksal eines Ehrenfäbels. Zu dem Fall von Airt-Killise wird in Sofia folgende Entlober erzählt: Bei Ausbruch des Krieges überlandte der Sultan an den Kommandanten von Airt-Killise Mahmut Mukhtar-Bascha einen kostbaren, mit Brillanten reich geschmückten Säbel nebst einem Begleitschreiben, das folgenden Wortlaut hat: „Lieber Sohn. Ich sende Dir dieses kleine Andenken und hoffe, daß es Dich siegreich begleiten wird. Danten hierfür sollst Du mir erst von Sofia aus, nachdem Du Philippopol dem Erdboden gleich gemacht hast.“ Säbel und Brief befinden sich augenblicklich im Besitz des König Ferdinands.

ist in den meisten Gegenden von Deutschland beobachtet, nicht bloß in dem Gebirge, sondern auch auf dem Flachlande. Viel war es ja noch nicht, aber da der Martinsstag nahe ist, der als Schneetermin gilt, kann bald genug mehr kommen. In den älteren Registern weist die Anführung vom ersten Schnee stets eine gewisse Wehmuth, Schnee auf dem Haupte, Schnee in der Natur, sie haben eine Neugiertheit miteinander, aber für die Jugend sind die ersten weißen Flecken der Anlaß zum Freudenruf, die Weihnachtszeit ist in der Nähe. Da steht alles mit Siebenmeilenstiefeln geh, so sei konstatirt, daß sie teilweise sogar schon da ist in diesem Jahre 1912; an der Eisee und auch anderswo haben die Warenhändler die Spielwarenausstellungen bereits eröffnet. Es ist das ein wenig zu früh und erklärt sich nur aus dem Bestreben, Sensationen zu bieten. Zu früh Winter zu machen, taugt am Ende ebenso wenig, wie zu zeitig Frühling; die Geschäftswelt fährt bei normaler Entwicklung doch stets am besten.

Allen Menschen recht gethan,
Ist eine Kunst, die niemand kann.

Columbus mit seinem Ei —
Ja, hinterher ist nichts dabei!

Erst überlegen,
Dann gibt Gott seinen G

Fröhlich' Gemüt
Schafft leichtes Gchlüt

Geloben ist ehrlich

Halten beschwerlich.

Hoffen und Träumen —
Läßt vieles versäumen.

Ist im Fasse nicht viel Wein,
Wird nicht viel zu zapfen sein.

Kommt's nicht mit Scheffeln,
So kommt es doch mit Löffeln.

Liebe macht fleißige Hand.

Man kennt den Wolf am Gange,
Die Glod' am Klange.

Nach dem Spiel will jeder wissen,
Wie man hätt' ausspielen müssen.

Frieden, wie bist du so ein edler Schatz
Und hast bei Menschen so wenig Platz!

Willen muß man schließen, nicht lauen.

Quäle nie ein Tier zum Scherz,
Denn es fühlt wie du den Schmerz

Raten und geraten ist zweierlei.

Schaden, Sorge, Klage,
Wachsen alle Tage.

Trink und iß,
Der Armen nicht vergiß!

Herrgott will nicht, daß das Bro

Vor Beginnen —
 Wohl besinnen —
 Läßt gewinnen.

Wer will, was er kann,
Fängt nichts vergeblich an.

Es für ein U
Schreibt Falsches der Rechnung

Upsilon ist vom Ueberfluß,
Weil i man ja doch sagen muß.

Zu früh' aus der Lehr'.
Ersezt sich schwer.

Abdul Hamid an Bord

der „Coreley“.

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten! wird mancher Leser angelächelt dieser grotesken und am wenigsten erwarteten Erscheinung dieses an Ueberrassungen so reichen Krieges. Zuerst ist es interessant zu erfahren, daß erst jetzt der alte Abdul Hamid nach Konstantinopel übergeführt wird, daß also alle die launigen Schilderungen englischer und französischer Blätter, wie Abdul Hamid bei seiner Ankunft in Konstantinopel geweint, den Boden zertrampelt oder geküßt habe, mit einer allerdings nicht ganz neuen Dreistigkeit erlogen gewesen sind. Auch die Versicherung, daß Abdul Hamid in Konstantinopel im Tschiraghah-Palast sitzt, womit uns einzelne wilde Korrespondenzbureaus öfters erquiden, ist nicht mehr wert gewesen. Denn der Tschiraghah-Palast ist vor Jahren abgebrannt. Leider; denn er war mehr wert, als das alte und neue Regime in der Türkei zusammenzunehmen. Also, an Bord unleser deutscher Stationen „Coreley“ befindet sich der abgetane ehemalige Zwingherr von Wildis Rost auf dem Wege nach Stambul. Warum, weshalb? Zwei Gründe sind's, und zwar zwei, die den moralischen Zusammenbruch der Türkei in erschreckender Weise dokumentieren.

Einmal hat man es nicht gewagt, den Gefangenen der Villa Malatini mit der Bahn nach Konstantinopel zu bringen, und zwar deshalb, weil die Bahnlinie schon von freiziehenden Bulgaren bedroht wird; und ein entthronter Sultan, noch dazu einer, an dem noch die Erinnerung der alten blutigen Türkenherrschaft haften, der noch über Serbien, über Belgrad und Sofia geboten hat, das wäre ein gar zu schlimmer Gang für die stetigen Rajahpöller. Nein, Allah behüte uns davor! Also zu Schiff.

Sie ha... ha... ha... ben ja gar keinen Hausfriede, antwortet einer in der „Niedermaus“ recht boshaft auf die Drohung mit der gewaltigen Hinausverdrängung. Und so kann man auch von den Türken sagen: Sie ha... ha... ha... ben ja gar keine Schiffe, auf denen sie ihren pensionierten Rajahschah in Sicherheit bringen können. Denn wenn die Saltung der türkischen Armee zu Lande alle Berechnungen und Erwartungen über den Haufen geworfen hat, der Seefriede oder vielmehr das Verhalten der türkischen Flotte überheißt wirklich alle Begriffe von Zämiertlichkeit. Mit den beiden von uns gekauften, immer noch guten Vintenschiffen „Chairredin Barbarossa“ und „Torgut Reis“, zwei weiteren modernen Kreuzern und einem Tüchsen guter Torpedoboote war die türkische Flotte den drei kleinen griechischen Küstenpanzern, ihrem Panzerkreuzer und ihrer Torpedoflotte mindestens gewachsen, wenn nicht überlegen. Man hatte denn auch gleich zu Beginn des Krieges mit einem Zusammenstoß zur See gerechnet, besonders nachdem die Flotte des Rajahschah die paar kleinen bulgarischen Torpedoboote auf den Strand gejagt und ziemlich überflüssigweise die Häfen von Burgas und Varna bombardiert hatte. Von Tag zu Tag erwartete man die türkische Flotte aus den Dardanellen auslaufen und die Griechen angreifen zu sehen. Wer was geschieht? Die griechischen Schiffe besetzen fest angelegt der Dardanellenforts, gemüßwärtig vor der Mäule der Türken, die Inseln Tenedos, Imbros und Lemnos. Man mußte doch die Türken auslaufen, um sich wenigstens den Seeweg nach Saloniki offen zu halten, wenn es zu Lande einmal ganz schief gehen sollte. Aber nichts geschieht!

Jetzt, da es gilt, den abgekehrten Sultan nach Konstantinopel in Sicherheit zu bringen — denn die Griechen nähern sich bereits bedenklich Saloniki —, ist kein türkisches Kriegsschiff zur Hand. Man wagt es einfach nicht, die Griechen, die sich schon auf den Inseln häuslich einrichten, anzufallen, und so muß sich denn unser kleiner Stationskreuzer „Coreley“ bemühen, um Abdul Hamid nach Stambul zu überführen. Ebenfalls an Bord befinden sich zwei türkische Minister, die die Gelegenheit benutzen, heim und wieder an den griechischen Schiffen vorüber die Dardanellen zu erreichen, und dann, wie es bezeichnenderweise in einer offiziellen türkischen Melbuna heißt, in Begleitung einer hohen Persönlichkeit nach Konstantinopel zu kommen. Das alte elende Verhöhrungs- und Bedrohungsinsystem bis zur letzten Galgenprozesse.

Wo ist die türkische Flotte? Man weiß es nicht. Denn aus Sofia wird gemeldet, daß der „Chairredin Barbarossa“ einen bulgarischen Leutnant an der Küste des Schwarzen Meeres kaputtgeschossen hat, was, da der Leutnant nicht wiederkehrt, gerade keine besondere kriegerische Leistung ist. Die türkische Flotte fährt also, während die Griechen ganz friedlich die türkischen Inseln besetzen, ganz vergnügt im Schwarzen Meer spazieren und sieht nach bulgarischen Leutnanten. Also nicht ein einziger türkischer Schiffskommandant hat den Mut, gegen den Feind auszulassen. Diese Zämiertlichkeit, gepaart mit Falschheit, paßt trefflich zu dem System, das die

Bevölkerung Konstantinopels über die Niederlage bei Kirt-Arslan mit der Versicherung tröstet, dem dort die Truppen kommandierenden Marineminister Mahmud Muhtar Pascha seien für seine verlorengegangenen Soldaten durch seinen Adjutanten neue nachgeschickt worden. Deshalb also, weil der türkischen Marine jeder Mut und jede Initiative fehlt, muß Abdul Hamid unter der Flagge des Deutschen Reiches wie ein Stück Kriegskontingente nach Stambul zurückbefördert werden, und hinter seinen Rücken vertriehen sich zitternd zwei tapfere Minister.

Aber es ist ja noch ein anderer Grund. Würde man Abdul Hamid auf einem türkischen Kriegsschiff verfrachten — alle Voraussetzungen gegeben —, wer weiß, ob sich dann nicht das Schauspiel wiederholen könnte, das sich gegen Ende der russischen Revolution bei Sebastopol abspielte, als die Rebellen sich der russischen Panzerflotte bemächtigten und der „Anjas Potemkin“ sich unter der roten Flagge für Souveränität erklärte. Das wäre allerdings der Gipfel der Wirrnisse, wenn Abdul Hamid — er hat ja noch Geld und er weiß zu belohnen —, den Türken durch einen raschen Coup ihre Flotte ausföhre und mit ihr irgendwo auf eigene Faust den Krieg begänne. Für oder wider... das wäre das Tollste vom Tollen. Aber läge es bei diesem moralischen Zusammenbruch außer dem Bereich der Möglichkeit, daß eine Schiffsmannschaft sich wieder zu ihrem alten Rajahschah bekehrte? Nein, da ist es schon besser, man läßt die Flotte bulgarische Leutnanten als Zielscheibe benutzen — damit die Munition alle wird — und bittet um das Anrecht unter der deutschen Flagge.

Ein Lehrlingschinder.

Mit einer verhältnismäßig geringen Strafe kam ein Lehrlingschinder davon, der sich vor dem Schöffengericht in Magdeburg zu verantworten hatte. Es handelte sich um den 25 Jahre alten Schmiedemeister Schmeller, bei dem der 17jährige Wehr in der Lehre war. Der Angeklagte ist ein anscheinend sehr leicht aufbrauender Mensch, der bei den geringsten Anlässen gegen den Lehrling tätig wurde. So warf er ihm einmal eine Handvoll Schrauben ins Gesicht, weil er eine falsche Sorte gebracht hatte, dann wieder verprügelte er den Lehrling mit dem Stiel eines Schmiedehammers. Beim Beschlagen eines bösenartigen Pferdes mußte der Lehrling mit zugreifen. Als sich das Pferd dann lebhaft bewegte, wurde der Lehrling umgestoßen, kam unter das Pferd zu liegen und erlitt einen Beinbruch. Schließlich fiel schon den Nachbarn die sonderbare Erziehungsmethode des Angeklagten auf, die mit ihrer Empörung nicht zurückhielten. Als der Meister den Lehrling wieder einmal so mißhandelte, daß dieser eingetretene Ohren und ein blau angelaufenes Gesicht davontrug, hielt er es nicht länger aus und ging zu einem Arzte, der ihm eine Bescheinigung über die erhaltenen Verletzungen ausstellte. Von den Eltern wurde er dann aus der Lehre genommen. In der Beweisaufnahme wurde festgestellt, daß der Lehrling ein folgsamer und williger Mensch ist, daß dem angeklagten Meister aber die nötige Ruhe und Besonnenheit gefehlt haben muß. Trotz der Schwere der Verletzungen lautete das Urteil des Gerichtshofes auf die verhältnismäßig geringe Strafe von 200 Mark.

* Bulgarischer Opfermut.

Ehe die Belagerung Adrianopels durch die Bulgaren begann, stellte König Ferdinand seinen Generallieutenant Sajoß die Frage, wie lange Adrianopel einer Belagerung oder einem Angriff trohen könne. Die Antwort ist durch einen Zufall bekannt geworden: „Majestät, Adrianopel kann in zwei Tagen unter sein, aber das fordert ein Opfer von 50 000 Menschen.“ Arnaldo Cipolla, der Kriegskorrespondent der Stampa, berichtet von dieser Szene und erzählt, wie das Herz des Königs sich diesem furchtbaren Opfer widersehte und wie aus diesem Widerstande des Jazens jener neue fähne und geistreiche Kriegsplan entstand, der von vornherein Kirt-Arslan und Aile-Burgas in den Mittelpunkt der Operationen stellte und jetzt das bulgarische Heer mit einer geradezu verblüffenden Schnelligkeit bis nahe an die Tore von Konstantinopel geführt hat.

Die hölzernen Häuser Adrianopels stehen in Flammen und die Truppen Rasto Dimitrieffs sind im Begriffe, gegen die Vorlinie von Tschabalja vorzubrechen. Und all das wird erreicht, weil Bulgarien in diesem Feldzuge der Schnelligkeit alles geopfert hat; weil man die eigenen Verwundeten zu Tausenden sich selbst überließ, da es unmöglich war, sie fortzuschaffen, weil man hinter sich die Tausende und Abertausende von Toten unbestattet auf der Wastalt weiter schlummern ließ. Von Anfang an war dieser Kampf ein Rennen, ein einziger Sturm, eine raslose, atemlose Jagd nach vorn und ein einziger wilder Schrei nach Rache und nach dem Siege, ein Schrei, der sich an den Ruppeln der Sophienmoschee brechen wird. Denn die Bulgaren werden in Konstantinopel einziehen. Man braucht dies Volk in Waffen während der denkwürdigen Tage nur gesehen zu haben, um diese Ueberzeugung zu gewinnen. Sie werden einziehen, weil es ihr Wille, ihr Stolz und ihr Ziel ist und sie werden das tun, was die Russen vor 35 Jahren nicht getan haben. Die ungeheuren Opfer, die man gebracht hat, geben ihnen dazu das Recht. Denn wenn ein Volk, so führt Cipolla aus, in zwei Kriegswochen 40 000 Menschen geopfert hat — und das ist wenigstens die Zahl der kampfunfähig gewordenen Bulgaren — dann kann dieses Volk einen Balsam für seine Wunde fordern. In Sofia allein beherbergt man über 6000 Verwundete, und es gibt keine Stadt, kein Städtchen Bulgariens, das heute ihrer nicht Hunderte beherbergt. Auf allen öffentlichen Gebäuden dieses Landes weht heute die Flagge des Roten Kreuzes: und doch erleidet niemand angesichts der furchtbaren Zahl der Toten und der noch größeren der Verwundeten. Ja die Zahl wird nicht erwähnt, denn das Verweilen bei diesem Gedanken wäre ein Verrat am Vaterland. Welche Kraft und welcher Wille gibt einem ganzen Volke die Macht, ein solches Wunder zu vollbringen. Wie ist es möglich, die Mütter zu verhindern, am Grabe ihrer Söhne zu weinen. „Ich selbst“, so berichtet der Italiener, „sah diese Mütter zu Dugenden den Jüngen mit den Verwundeten entgegengehen, sah sie mit den verbundenen Kämpfern sprechen, hörte sie nach ihrem Manne, ihrem Sohne fragen. Mit einem kurzen Worte erfuhren sie das Unglück, ihr Unglück. Aber eine wie die andere, alle blieben sie starr und ruhig aufrecht und gingen langsam davon, mitten durch die Menge, die Hurra schrie. Das ist der einzige Schrei, der dieses Volk zum Sturm berufen hat, und es ist auch der einzige Schrei, der die Herzen der Mütter tröstet. Ungeheuerlich ist die Zahl der Opfer dieses Krieges. Aus Aile-Burgas schrieb ein Militärarzt seiner Familie einen Brief. Und dieser Brief enthielt nur das eine Wort „furchtbar“ und darunter die Unterschrift. Und so sind alle Briefe vom Heere. Die Grausamkeit des Krieges geht ihren Weg, ohne zu erzählen. Seine Einzelheiten, seine Gräulichkeiten und seine Größe wird man erst am Tage nach dem Frieden erfahren. In Kirt-Arslan mußte General Dimitrieff ein Kavallerieregiment vorschicken, nur um ein Infanterieregiment aufzuhalten und zurückzuholen, das im wilden Hase und in wilder Begeisterung zu einem sinnlosen Angriff vorstürmte und durch die Offiziere nicht mehr gehalten werden konnte. Zwischen Kirt-Arslan und Adrianopel sind zwei ganze Infanterieregimenter, das erste und das zweite, durch derartige wilde Angriffe buchstäblich vernichtet worden: von diesen zwei ganzen Regimentern sind 3 Offiziere und 70 Mann übrig geblieben. Und es ist keine Phrasen, sondern Wirklichkeit, daß die Soldaten sich gegenseitig zuschworen, eher Selbstmord zu verüben, als in die Hände der Türken zu fallen. Im Falle dieser beiden Regimenter ist dieser grausige Schwur von Hunderten gehalten worden.“ Und während draußen in Thrakien die Armee ringt, kämpft und siegt, während die ersten Reserverformationen jubelnd zur Grenze ziehen, arbeitet man fieberhaft an der Formation der „zweiten Linie“, an der Ausbildung der Ersatztruppen. Von allen Seiten

Ein koreanisches Abenteuer.

Erzählung von Frank Man.

(Nachdruck verboten.)

„Als ich Korea zum ersten Male sah“, erzählte Kapitän Brunselow, „fuhr ich als dritter Steuermann auf dem Dampfschiff „Paris“. Eigentlich hatten wir in Korea nichts zu suchen. Aber Che-mul-po war gerade freigegeben und Kapitän Wille war von einer Reederei beauftragt, über den neuen Hafen und über die dortigen Handelsverhältnisse genauere Erkundigungen einzuziehen. So belauschten wir uns in diesem Hafen die üblichen Ladearbeiten und führten während unserer Anwesenheit ein nicht zu angelegentliches Dasein. Arbeit gab es natürlich immer, denn ein Segelschiff im Hafen muß gebohrt und immer gepflegt werden, wie ein Pferd im Stall. Die Tafel muß geschnitten und geküßt, die Bordwand innen und außen neu gemalt, das Deck gründlich gefäubert, und die Wohn- und Laderäume gelüftet werden. Wie gesagt, Arbeit gab es genug, doch drängte sie nicht. Der Nachmittag war den Leuten freigegeben, und auch wir benutzten die willkommene Ruhepause, um Ausflüge in das Innere des Landes zu unternehmen. Der erste Steuermann, ein jüngerer Volontär und ich, wir hatten bereits einen dreitägigen Ausflug nach Seoul unternommen und zwar zu Pferde, denn Eisenbahnen gab es damals noch nicht. Die Reise war glücklich abgelaufen, die Bewohner erwiesen sich freundlich und schienen harmlos und so entschlossen wir uns ohne Bedenken, das uralte Kai-sung, die einstige Metropole des alten Korea (Songdo) aufzusuchen. An einem frühen Novembertage machten wir uns auf den Weg. Vor uns lag das damals noch wenig bekannte „Land der Morgenröte“, die Luft war klar und um die weißen Gipfel der von Osten herüberleuch-

tenden, scharf umrissenen Hügelkette hingen leichtgewebte Nebelstränge im zarten Hellrosa. Der Weg bot nichts besonderes. An beiden Seiten zogen sich endlose Reisfelder dahin, unterbrochen durch lange Strecken von unbebautem Brachland. Dann und wann passierten wir ein einsames Gasthaus, dessen armselig gekleidete Bewohner uns neugierig anstarrten und nachsahen. Infolge des langen Nittes meldete sich bald der Hunger, und als wir eine größere Ansiedelung passierten, stiegen wir vor dem einzigen Gasthof des Ortes von den Pferden ab und beschloßen, hier unsere mitgebrachten Speisen zu verzehren und die Pferde füttern und tränken zu lassen. Der Unterraum des Hauses war mit koreanischen Reisenden angefüllt, die hier vor runden, niedrigen Tischen hockten und den sonderbaren Gerichten des Landes wader zusprachen. Wir wurden von den ersten und schwächsten Gästen wenig beachtet. Der Koreaner glaubt sich beständig von unsichtbaren Geistern — guten und bösen Geistern — umgeben, es ist ihm daher gleichgültig, wenn sich auch sichtbare, fremdartige Wesen in seiner Nähe befinden. Völlig unbeachtet blieben wir jedoch nicht. In einer Ecke des Raumes hockten zwei verwegene blinde Kerle, ich bemerkte, wie sie uns verstohlen beobachteten und sich flüsternd unterhielten. Als wir nach kurzer Rast den Gastraum wieder verließen und in den Hof hinaustraten, bemerkte ich, wie sich einer der beiden Männer hastig von unserm Pferdetreiber abwandte, mit dem er ein Gespräch geführt zu haben schien. Wir stiegen allerlei Bedenken auf, die ich meinen Reisegefährten mitteilte, als wir uns wieder im Sattel und unterwegs befanden.

Johannsen, der erste Steuermann, lagte mich aus. „Wir drei werden uns doch wohl ein Duzend dieser langröckigen Gespenster vom Halse halten können. Was meinen Sie, Herria?“

Der Volontär bejahte die Frage des Steuermanns nur zögernd.

„Gewiß“, wandte ich etwas verlegt ein. „Aber ich rate doch, die Augen offen zu halten.“

„Angstmeier!“ brummte Johannsen. „In drei Stunden sind wir in Kai-sung.“

Herrig, der Volontär, blieb seltsamerweise schweigsam und zurückhaltend. Das war sonst nicht seine Art. Manche langweilige Stunde hatte er uns auf See durch sein frisches, lustiges Wesen verjagt. In hangen, finsternen Nächten, wenn alle die Köpfe hängen ließen, hatte er mit wenigen Worten, mit einem geschickten Einfall die Stimmung geändert. Und was er begann, das glückte, Schweigsam und stumm ritt er hinter uns her.

Die Szenerie hatte sich merkwürdig verändert. Die flache Ebene war verschwunden, kleine, mit niedrigem Buschwerk bewachsene Hügel erhoben sich zu beiden Seiten des Weges, weit und breit war kein menschliches Wesen zu erblicken. Die Dämmerung hatte bereits eingesetzt, als Herrig mir zur Seite kam.

„Der Treiber führt uns falsch!“ flüsterte er mir zu.

„Was gibt es?“ fragte Johannsen.

„Der Treiber führt uns falsch!“ rief Herrig. „Kai-sung liegt nördlich, der Wind kam von Osten, jetzt reiten wir gegen den Wind.“

Auf einer voraus gelegenen Anhöhe schien sich etwas zu bewegen. Ich mochte aber nicht wieder als Angstmeier gelten und sagte nichts.

Wir hielten. „Herrig hat Recht“, sagte Johannsen, „wir reiten nach Osten.“

„Se!“ rief er den Pferdetreiber an. „Kai-sung!“

Er streckte den Arm gegen Norden.

Der Koreaner schüttelte den Kopf und nahm So-

strömen die Freiwilligen herbei, werden ausgebildet, üben und warten auf den Augenblick, da sie endlich, endlich hinaus dürfen. Dieses zweite Heer umfasst nicht weniger als 100 000 Männer, Männer aller Berufe und aller Lebensalter. Schon am 31. Oktober sind die ersten Formationen dieser Ersatzkorps gegen die Grenze zu in Bewegung gesetzt worden: allein Sofia sendet 10 000 neue Kämpfer zur Front. Und während auf der einen Seite der Hauptstadt die Jüge mit den Verwundeten einlaufen, marschieren am anderen Ende zu Fuß die neuen Truppenkörper hinaus, hinaus in den Kampf hinaus auf den Spuren der siegekrönten Brüder. Sie ziehen vorbei an den Häusern, in denen die Verwundeten liegen, und von drinnen antworten die zu Krüppeln Geschossenen weinend und jubelnd mit den Strophen des Kriegsliebes, in dem es heißt: „Halt Du zwei Hände und ein Auge, mehr brauchst Du nicht, um in den Krieg zu ziehen, das Blei, das sucht Du bei den Türken.“ Und diese Kriegswesen spiegeln den Geist dieses Volkes, das hinauszieht, nur erfüllt von dem Willen zum Siege. In einem Zeitalter der kompliziertesten und beispiellos vervollkommenen Kriegskunst, in einem Zeitalter, da Europa von Luftkriegen träumt, haben die Bulgaren vor den Augen Europas einen Krieg mit dem Bajonett gewonnen: und sie hätten auch gesiegt, wenn sie nur mit Dolchen bewaffnet ausge-

zogen wären. Ohne Buchstabenweisheit, ohne Tausende von Elementen, die von einem modernen Heere untrennbar scheinen, ohne Kavallerie, mit farger Munition, ohne Geld, verfügten sie nur über eine Kraft, die jeder beisteuerte, über Mut und Opferfreudigkeit. Denn während draußen die Soldaten kämpfen, ringt hier ein ganzes Land stumm mit der Not: die Familien der Einberufenen ernähren sich mit 40 Centimes am Tag, die Beamten verzichten auf ihr Gehalt. Blut, Tränen, Hunger, Entbehrungen, alles bringt dieses Land freudig dar, dieses Volk, das kaum so zahlreich ist wie die Bevölkerung von London. Man muß sich vorstellen, was das bedeutet: von diesen Tausenden von Verstümmelten, Verkrüppelten, die heimkehren, verrät nicht einer auch nur dem am meisten geliebten Menschen den Namen des Ortes, wo er fiel. Denn so will es das Kriegsgefeß. Keiner der Heimgekehrten öffnet die Lippen, von seinen Eindrücken und Erlebnissen zu erzählen. Und keiner wird der Mutter, dem Weibe, der Schwester des neben ihm gefallenen Kameraden verraten, daß der Sohn, der Mann, der Bruder nicht mehr unter den Lebenden weilt. Dieses undurchdringliche Geheimnis, das über diesem Kriege waltet, ist das erstaunlichste, ist nur möglich, wenn ein ganzes Volk Mensch um Mensch sich freudig für das Vaterland opfert.

Die Bulgaren haben bei Lüle-Burgas und Wisa einen entscheidenden Sieg errufen, der die Niederlage der Türken besiegelt. In unserem beistehenden Porträts-Tableau zeigen wir unseren Lesern die Bilder der bulgarischen und türkischen Oberbefehlshaber, deren Truppen bei Adrianopel um Airl-Kilisse so heiß um den Sieg rangen.

Türkischer Generalfeldmarschall ist Nasim Pascha, während die bei Lüle-Burgas gefallene Osmarmee von General Abdullah-Pascha kommandiert wurde. Der bekannte General Mahmud Muttar-Pascha, der Sohn des früheren Großwesirs, befehligte die bei Airl-Kilisse überraschten Divisionen.

An der Spitze der bulgarischen Armee stehen neben König Ferdinand die Generale Sawow und Fritschsch, letzterer als Generalkommandant. Die auf unserem Tableau weiteren bulgarischen Generale sind die Kommandeure der drei bulgarischen Armeen.



Die türkischen und bulgarischen Oberbefehlshaber.

Ein Höhlenabenteuer.

Im Neuen Wiener Tagblatt erzählt Ernst v. Dombrowski ein schauerliches Reise-Abenteuer. Der Forscher hatte in der Nähe von Livno in Bosnien auf der Flucht vor einem gewaltigen Unwetter eine Höhle entdeckt und war sofort, einer Forscherlaune folgend, in das Innere der dunkleren Gänge eingedrungen. Nach längerem Umherschweifen in den geheimnisvollen Spalten und Schluchten dachte er an den Rückgang, plötzlich aber entdeckte er, daß er sich verirrt hatte. Eine seiner Kerzen war bereits abgebrannt, ohne daß er auf den rechten Weg gekommen wäre. „Noch lieh ich“, so erzählt er weiter, „den Mut nicht finden. Die zweite Kerze war eben erst angezündet, ich hatte also Licht genug und trachtete so rasch als möglich an jenen, durch seine Formation leicht kenntlichen Punkt zurückzukommen, von dem aus ich den falschen Rückweg angetreten hatte. Aber die zweite Kerze ging zur Neige, endlich die dritte; es war neun Uhr abends geworden, und noch hatte ich jene Stelle nicht erreicht. Eine schredliche Stimmung bemächtigte sich meiner, und dieselbe wurde nicht gehoben, als mir der letzte Schimmer meiner verlassenen Kerze noch einen graulichen Fund bescherte. Teils an die Höhlenwand gelehnt, teils auf dem Boden zerstreut, gewährte ich die Knochen eines menschlichen Skeletts, neben ihm einen verrosteten Handschuh und ein Häufchen Silber- und ganz von Grünspan zerfressener Kupfermünzen, die anscheinend einem längst verfallenen Beutel entfallen waren. Die Münzen stammten aus dem 15. Jahrhundert, ein Beweis, daß diesen Teil der Höhle, seitdem der hier zweifellos gleich mir vor vierhundert-

Jahren Verirrte verhungert war, kein menschlicher Fuß betreten hatte! Und ich besah kein Licht mehr, um mit annähernder Aussicht auf Erfolg nach dem Ausgang zu suchen. Das war eine jener Situationen, in denen die besten Nerven zu versagen beginnen. Eifriger Schauer reflektierte mir über den Rücken, und nachdem ich mich in meinen Mantel gehüllt, versank ich in einen ohnmachtähnlichen Schlaf.“ Am nächsten Morgen gegen 6 Uhr wurde die Wanderung wieder aufgenommen. Da ich starker Zigarettenraucher bin, wies mein Rucksack noch drei Schachteln schwedische Zündhölzer auf, außerdem noch ein Lintenfussfeuerzeug und einige dreißig Patronen. Vorsichtig tastete ich mich, bei jedem Schritt erst den Boden sondierend, im Finstern fort und rieb nur in längeren Pausen eines der Zündhölzer an, um einige Orientierung zu gewinnen. Etwa vier Stunden mochte ich erfolglos in dieser Weise herumgetappt sein, da erblickte ich, als ich wieder einmal ein Zündholz anzulieben hatte, zu meinem Entsetzen ein abgebranntes Hölzchen auf dem Boden — ich hatte mich also zweifellos in den Irrgängen der Höhle im Kreise bewegt, und die ganze Zeit und Anstrengung war zwecklos vergeudet. Ich wandte mich zurück, und gegen 2 Uhr nachmittags brachte ich mit dem letzten Zündholz die Lunte in Brand, die nun mit ihrem matten Schimmer meinen Weg beleuchtete. Eine Stunde später war auch sie verglommen, und ich blieb darauf angewiesen, mich in voller Finsternis fortzutappen. Als letztes Mittel griff ich, in der Hoffnung, daß mich Gendarmen mit meinem Führer suchen könnten, zu meinem Drilling und feuerte in längeren Pausen Schüsse ab, deren Schall in der Höhle mit ungeheurer Gedächtnis und vielfachem Echo wiedergegeben

hannsens Pferd wieder beim Zügel. „Come! Come!“ murmelte er. „Ai-tong here!“

Von einer Anhöhe rollte ein großer Stein auf den Weg. Ueberrascht blickten wir auf, gleichzeitig sprang der Treiber hastig zur Seite.

Dann frachte ein Schuß? Johanssen griff nach der Brust und fiel lautlos vornüber auf den Weg. Im nächsten Augenblick wimmelte es um uns von dunklen Gestalten, die auf uns losstürzten und mich vom Pferde rissen. Im Fallen empfand ich einen heftigen Schmerz an der Stirn, unzählige Funken und Lichter blühten auf, dann verlor ich das Bewußtsein.

Ich erwachte durch eine merkwürdige Bewegung, in der sich mein Körper befand. Ich lag lang ausgestreckt auf einer Bahre, die bei jedem Schritt der Träger nachgab und schwankte. Wo befand ich mich? Wahrscheinlich in den Händen koreanischer Wegelagerer, die mich verschleppten, um nach Art der chinesischen Küstenpiraten ein Lösegeld zu erpressen. Und dann? Vor einigen Wochen erst war der Kapitän eines englischen Küstendampfers mit durchschnittenem Hals aufgefunden worden, obwohl der englische Konsul den Piraten das geforderte Lösegeld rechtzeitig übermittelt hatte. Wartete meiner ein gleiches Schicksal? Aus dem Stimmengewirr der Träger entnahm ich, daß ich von einer größeren Anzahl Personen umgeben war. Blöcklich hielt die Bahre, im Halb-

dunkel bemerkte ich vor mir eine weiße, halbkreisförmige Steinplatte, mit der Chinesen und Koreaner die Gräber ihrer Toten bedecken. Mit Entsetzen beobachtete ich, wie der Stein zur Seite gerückt wurde, dann packten die Träger meine Bahre und schoben mich in die geöffnete Felswand hinein. Ich befand mich im Grabe eines Koreaners. Aber weiter und weiter wurde die Bahre geschoben, ich erwartete jeden Augenblick, daß etwas Entsetzliches eintreten würde, plötzlich aber hörte die schließende Bewegung auf. Der schmale Gang hatte sich zu einer Höhle erweitert, in der auf einem rohgezimmerten Tisch Dellampen brannten und den Raum notdürftig erhellen. In kurzer Zeit hatte sich die Höhle mit zerlumpletem Gefindel gefüllt, das nach sinnverwirrendem Geschrei und Streit sich entschloß, mir die Fesseln abzunehmen. Einige Kerle lösten die Fesseln und legten mich auf die Bank. Ein besonders verwegener blinder Burche, in dem ich sofort unsern aufmerksamen Beobachter aus dem Gasthof wieder erkannte, packte meine rechte Hand und streckte sie auf den Tisch aus. Ein anderer Kerl setzte die Schneide eines langen Messers auf den Zeigefinger und hob einen schweren Stein. Das Verfahren kannte ich vom Hörensagen. Man wollte mir begreiflich machen, daß meinen Freunden Finger um Finger gesandt würden, wenn sie sich nicht zur Zahlung des Lösegeldes herbeileihen.

(Schluß folgt.)

wurde. Aber auch der Patronenvorrat ging zur Neige und nach und nach auch meine Kraft und meine Energie. Da, als ich wieder einen Schuß abgegeben hatte, war es mir, als menge sich in das Echo ein ähnlicher, aber schärferer Ton. Und als das Echo verstummt war, wiederholte er sich: es war kein Zweifel mehr, es handelte sich um einen von anderer Hand abgegebenen Schuß, offenbar vom Ausgange der Höhle her.“ Der Forscher hatte sich nicht geirrt. Er ging nun dem Schalle nach und gelangte so allmählich an den Ausgang der Höhle, wo man ihn freudig begrüßte.

Allerlei.

Strafe für Steuerhinterziehung. Der frühere Inhaber eines Bankgeschäfts in Potsdam wurde wegen Steuerhinterziehung, die durch zufällige Einsicht in alte Geschäftsbücher durch die Steuerbehörde entdeckt wurde, zu 42 000 Mark Strafe verurteilt.

Explosionsunglück. Auf der Kieler Förde fand eine Minenübung statt, an der zwei Vinsassen des großen Kreuzers „Vort“ und das Dampfschiff von der Aufklärungsgruppe der Kreuzer teilnahmen. Die Leitung der Übung hatte Kapitänleutnant Jacobson. Als sich ein Boot vom groben „Vort“ einer Mine näherte, explodierte diese vorzeitig und zerstörte das Boot vollständig. Kapitänleutnant Jacobson wurde der Kopf abgerissen. Ferner wurde der Torpedobootsmatrose Wilhelm Fuchs aus End getötet, von dem nur einzelne Körperteile wieder aufgefunden werden konnten. Schwer verletzt wurde Leutnant z. See Werner Bilschlag, der einen Bruch beider Beine davontrug. Leicht verletzt wurde der Torpedobootsmatrose Wilhelm Puls aus Altona-Bahrenfeld. Eine Pinaffe des Panzerkreuzers „Goeben“ nahm die Toten und Verletzten auf und rettete auch die übrige, unversehrt gebliebene Besatzung.

Eine Erbschaft aus Versehen verbrannt. Durch ein verhängnisvolles Versehen hat ein junges Mädchen, die in der Vriesenstraße in Berlin wohnhafte Elise W., die ganze, aus 2000 Mark bestehende Hinterlassenschaft seiner verstorbenen Mutter wenige Stunden, nachdem ihm die Summe ausgehändigt worden war, dem Feuer überantwortet. Das im übrigen mittellose Mädchen beabsichtigte, sich von der Erbschaft eine Aussteuer zu beschaffen, um heiraten zu können. Es wollte das Geld zunächst auf die Sparkasse bringen, und legte es in Gestalt zweier Tausendmarktscheine auf den Boden seiner Matratze. Dann machte es mehrere Einkäufe und verkaufte dadurch die Einzählung. Zu Hause stellte es die Scheine samt dem Einwickelpapier der Waren ins Feuer, und als es nach etwa einer Stunde das Versehen bemerkte, war alles verbrannt. In der ersten Verzweiflung verfuhrte die Unglückliche, die sich des letzten Saltes beraubt sah, Hand an sich zu legen, doch gelang es, dies noch rechtzeitig zu vereiteln.

Vom Badeofen zerquetscht. Auf eigenartige Weise hat in der Nacht der Bankbeamte Pinkke in Berlin den Tod gefunden. P. stieg im Badezimmer in der Dunkelheit gegen den mit Wasser gefüllten Badeofen, so daß dieser umstürzte. Unglückslicherweise kam P. gleichzeitig zu Fall und wurde von dem Badeofen getroffen, dessen Gewicht ihm den Brustkasten eindrückte, so daß der Tod auf der Stelle eintrat. Erst am nächsten Morgen wurde der Unfall von der Wirtin des P. bemerkt.

Eigenartige Todesursache. In Erfurt erlitt die Frau des Rechnungsrats Rämpf, als sie an der Gaslochmaschine hantierte, einen epileptischen Anfall. Hierbei riß der Schlauch zur Gasleitung ab. Die über den Herd gehäute Frau atmete hierdurch das ausströmende Gas ein. Als ihr Ehegatte nach Hause kam, war sie bereits tot.

Ein schauerlicher Todeskampf spielte sich im Zoologischen Garten zu Nürnberg zwischen einem Tiger und dem großen Löwen „Dhelo“ ab. Der Löwe hatte seinen Kopf durch das Gitter gezwängt, das seinen äußeren Käfig von dem des Tigers trennt, wodurch eine starke Verbiegung der Gitterstäbe entstand. Der fährliche Tiger griff nun nach dem mächtigen Kopf seines Gegners und drückte ihn mit seinen gewaltigen Krallen so lange unter das vor dem Käfig befindliche Wasser, bis der Löwe erstickt war. Das prächtige Tier repräsentierte einen Wert von etwa 4000 Mark.

Geständnisse auf dem Sterbebett. Auf dem Sterbebett gelang die Frau eines vor mehreren Jahren gestorbenen Kaufmanns in Quenstadt, daß ihr Mann der Mörder des in Mörsleben getöteten Knaben Breßkub war. Die Leiche des Knaben wurde im Jahre 1904 glücklich verurteilt aufgefunden. Viele Jahre hindurch hatte sich das Gerücht aufrechterhalten, daß der Knabe einem Ritualmord zum Opfer gefallen sei.

Frau Kapellmeister. Der erste Fall, daß ein Theater eine Dame für die Leitung von Opernkontraktil verpflichtet, dürfte in Lemberg eingetreten sein. Das dortige Stadttheater engagierte Frä. Anda Ritschmann aus Wien als Kapellmeisterin.

Der Ring im Pfandhaus. Vor 25 Jahren wurde in einem Verlagsgeschäft in Petersburg ein Brillantring für 800 Mark verpfändet. Der Eigentümer des Ringes begabte während seiner Fesseln, konnte aber augenscheinlich die hinterlegte Summe auf einmal nicht aufbringen. So verdingte er allmählich 25 Jahre. Die Gesamtsumme der im Laufe der 25 Jahre entrichteten Beträge beläuft sich auf 2400 Mark! Nunmehr hat der Pfandleiher dem Besitzer den Ring ohne Rückzahlung der geliehenen Summe zurückgeliefert.

Durch eine heftige Feuersbrunst ist das große Modewarenhaus von Barker in London heimgegesucht worden. Der Brand, der aus bisher noch nicht ermittelter Ursache entstanden ist, griff mit unheimlicher Geschwindigkeit um sich, so daß beim Eintreffen der Feuerwehr schon die hellen Flammen aus dem Gebäude schlugen. Den zahlreichen Angestellten wurde durch die schnelle Verbreitung des Brandes der Rückweg abgeschnitten. Die größten Schredensszenen spielten sich ab. Während durch das heldenmütige Eingreifen der Feuerwehrleute, die wiederholt ihr eigenes Leben aufs Spiel setzten, der größte Teil der Angestellten gerettet werden konnte, fielen zehn nur schredlich verfochtene Leiden geborgenen. 11 Schwerverletzte mußten in das Krankenhaus geschafft werden, wo sie so schwer darniederlagen, daß an ihrem Aufkommen gezweifelt wird. Nur der ununterbrochenen fleißigen Arbeit der Wehr gelang es schließlich, das riesigen Brandes Herr zu werden.

Brand eines Hotels. Das Hotel „Berlin“ in Saint Louis ist abgebrannt. Eine Person wurde getötet. Das Feuer wurde erst entdeckt, als die Treppen schon in Flammen standen und jeder Ausweg abgeschnitten war. Hundertfünfzig Hotelgäste mußten auf Leitern, an Seilen oder durch Sprünge gerettet werden. Die meisten Verletzungen wurden durch das Verbrennen und Reißen der Seile verursacht.

Ueberschwemmungen in Mexiko. Die Städte Acapulco und Quechultengo sind durch Ueberschwemmungen, die nach einem wolkenbrudartigen Regen eintraten, fast völlig zerstört worden. Flüchtlinge melden, daß ein Viertel der Einwohnererschaft umgekommen sei.

Untergang eines Dampfers. Ein kleiner Passagierdampfer scheiterte auf der Fahrt von Montreale nach Valenfeld in der Nacht während eines schredlichen Sturmes auf dem See St. Louis. 16 Fahrgäste, Männer, Frauen und Kinder, ertranken, 4 Personen wurden gerettet.

Familienfreund

Unterhaltungs-Blatt

für die Stunden der Ruhe am häuslichen Herd.

Die Nachreiter von Kusselville.

Eine Erzählung aus Kentucks jüngsten Tagen von Gerd Harmstorff.

(Schluß von voriger Nummer.)
den Vorfahren verboten, uns und unseren Familien in Kusselville Hilfe zu leisten, und den Geistlichen, uns die Erlaubnis der Religion zu spenden. Und als das alles nicht ausreichte, ihnen mehr als ein paar tausend abtrünnige Weisungen zuzuschreiben, erschienen eines Tages die Nachreiter auf dem Plan. Von da an ist's Ernst geworden, und jetzt heißt's für die, die noch aufrecht stehen: Kampf bis auf's Messer und bis auf den letzten Blutstropfen! Sind ihrer nicht mehr als zu viele, mein Kind! Aber ich kenne sie, daß Rowland M. Desmond der allerletzte sein wird. Denn hier sollen sie einen Empfang finden, der ihnen, wie ich hoffe, das Wiederkommen verhindert."

Hatte ihre Arm unter den des Vaters gehoben und sich mit einer Zärtlichkeit, die er nicht zurückwies, eng an seine Seite geschmiegt.
"Sag mir nur noch eines, Pa! Glaubst du, daß auch — daß auch Charles Houston an diesen Abgesandten beteiligt ist?"

"So viel oder vielleicht noch mehr als alle anderen. Er gehört zum ausübenden Komitee der Union, und hier in Kusselville ist er recht eigentlich die Seele des Verbandes. Anmerken läßt er sich natürlich nichts; in persönlichen Verkehr spielt er sich heute wie immer als den vollkommenen Gentleman auf, und welche Galtengeltigkeit hinter den schwarzen Masken der verdammten Nachreiter stecken, will er so wenig wissen, als ich es weiß. Aber die Verantwortung für alles, was in der Umgebung von Kusselville schon geschehen ist und noch geschehen wird, fällt darum doch allein auf ihn. Und was mich am meisten empört, was mich mit der tiefsten Verachtung erfüllt, ist die erbärmliche Feigheit, die in dem allen steckt. Die Nachreiter mögen Schüsse und Banditen sein, aber sie haben doch wenigstens Courage genug, bei der Sache ihr eigenes Leben einzusetzen. Unterdessen aber läßt so ein gemeiner Verräter, wie er in seinem Klub gemütlich beim Poter oder längst um irgendeine Schürze herum, anderen Leuten von bezagelten Delinquenten das Haus über dem Kopf anzünden zu lassen, dazu geradeaus in das Wehrgeheiß noch eben aus — aber geradeaus in das schmerzliche Lachen eines Revolverlaufes zu bilden, dazu setzt's ihm natürlich an Mut. Ah — phui Teufel!"

Wißt du, was eine zu gestellte junge Dame, um ihren Empfindungen etwa durch ein ähnliches Kraftwort Ausdruck zu geben. Aber im Grunde drückt es so ziemlich daselbe aus, als sie sagte:
"O Pa! — Wie kommt es, daß dann diesem Mr. Houston erlauben, sich heute an deinen Tisch zu setzen!"



Es ist doch wohl nur die blasse Furcht vor dem letzten ersten Kentuckier, die sie bis jetzt bestimmt hat, sich in respektvoller Entfernung von New Gelictiana zu halten."

Auf ihre natürliche und anergogene Tapferkeit hatte nicht verhindern können, daß sie ganz gewaltig erschrocken war.

"Wie ist das nun möglich, Pa? — Wir leben doch nicht mehr in den Zeiten der Indianerkriege oder der Kusselville, von denen so viele furchtbare Dinge erzählt werden. Gibt es denn keine Polizei, die das verhindert?"

Ein rauhes Aufschlagen begleitete Rowland Desmonds Antwort.

"Den Nachreitern tut keine Polizei und keine Obrigkeit was zuleide. Denn wenn's auch alles in allem nicht mehr als ein paar hundert verwegener Burken sein mögen, hinter ihnen stehen die fünfundsiebzigtausend Mitglieder des Kusselvilleverbandes. Und unsere Beamten hüten sich wohl, es mit den einflussreichen Gentlemen an der Spitze der Tabak-Union zu verderben. Hat man doch selbst in Washington unseren Abgeordneten abgelehnt: Helft euch selbst!"

Und ich meine, der schärfste Rat wäre das eben nicht gewesen, wenn es in Kentucky heute noch Männer gebe wie zur Zeit der Indianerkriege oder des Sklavenkrieges. Aber die Furcht vor den Brandstiftern und Plünderern greift in ganzen Staaten wie eine Fieber-epidemie. Wo sie erscheinen, kriecht man vor ihren Revolvern ins Knie, statt sie zu empfangen, wie sie es verdienen. Und wenn es noch ein paar Monate so fort geht wie bisher, gibt es in ganz Kentucky kein Farmhaus und keine Tabakpflanzung mehr außer denen, die den Mitgliedern des Verbandes gehören."

Hat es anfangs die Bestürzung hatte sich während dieser Rede ihres Vaters in einen Zorn verwandelt, der dem feinsten kaum sonderlich nachsehen mochte. Die blanken Augen unter dem beschattenden Kopfschatten, und ihre Stimme bebte vor Erregung, da sie fragte:

"Und du meinst, daß die Leute vom Kusselvilleverband diese Unthaten anstellen? — Ja, dann sind doch sie die eigentlichen Verbrecher!"

"Ohne Zweifel! — Erst haben sie's ja mit allen möglichen anderen Mitteln versucht. Sie haben uns unsere Leute abwendig gemacht, so daß wir uns unsere Arbeiter von wo wir wollten kommen lassen und ihnen das Doppelte zahlen müssen. Dann haben sie

dem Adel gebührenden selbstigen Bevölkerung. Der Adel hatte die Uniformierung, Auszeichnung und Verproviantierung von 30 000 Mann, letzteres auf drei Monate, übernommen. Dieses alles kostete dem Adel gegen 5 Millionen Rubel, ungerichtet den riesigen Verlust, den er durch den Ausfall bei den Feldbesetzungsergebnissen erlitt. Weiter wird die Tätigkeit der beiden Komitees geschätzt, welches die einlaufenden Zahlungen verwaltet. Zutreffend ist die Tätigkeit des Oberprovinzialverwaltungsorgans der ganzen russischen Armee war. Natürlich liefert die Korrespondenz seiner Kanzlei mit den Kreisämtern überreichliches Material. Es geht daraus z. B. hervor, daß bei Worobino nicht, wie man bisher glaubte, 7000 Landbesitzer mitkämpfen, sondern 25 000. Es gab überhaupt 8 Landbesitzerregimente, die an allen Schlachten ihren Anteil nahmen. Ende August, als die Armee fürchterliche Verluste erlitten hatte, wurde die Landwehr in die Linie eingezogen. Der Adel hatte viel an seinem Besitz eingebüßt. Über 7000 Bauernbesitzer waren abgetötet, vermisst, im Kreise waisenhaft allein zählte man 2000. Einige Gutsherrscher hatten sämtliche Dörfer verloren. Slavolow Großvater hatte von 204 Dörfern nur vier nachgehoben. Unzählige Gebäude waren abgebrannt, ungeheure Vorräte vernichtet. Die Oberverwaltungsorgane der L. war eine durchaus gerechte Anerkennung der patriotischen Haltung des Moskauer Adels.

*

Denkspruch.

Von allen Cröllinischen nur Cröllinischen nichts so wohl als die Behauptung, für ihren Fall gebe es keinen Tod. Darin liegt eine solche Auszeichnung, daß sie wieder den Kopf erheben.

St. Niechod.

*

Humor.

Die Pöllen. "Geben Sie mir noch eine Schachtel von den Pöllen, die Sie Vater verkauft haben."
"Ist das ein Junge zum Apoplekt, sie sind gerade recht."
"Du meinst, sie sind deinem Vater gut?"
"Apropos."

"Das weiß ich nicht, ob sie Vater gut tun, aber sie sind gerade recht für mich."
"Wie? Rühmt du sie auch?"
"Nein, aber sie passen genau in mein Glasrohr!"

*

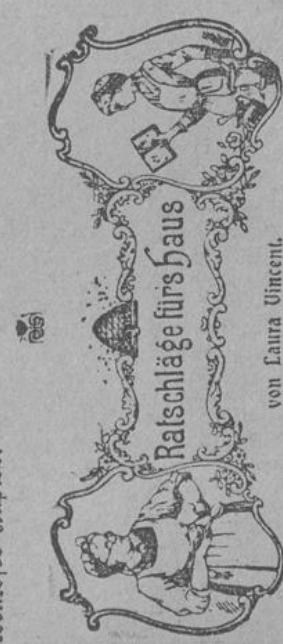
Ein Dilemma m. a. "Ich weiß nicht, welchen von meinen beiden Vorfahren ich erben soll!"

"Ist die Wahl so schwer?"
"Ja, steht du, die Sache ist etwas verwirrt. Emil ist fürchterlich parson, er würde lieber ein sehr guter Mann, aber sein wünschenswerter Bräutigam; Bruno aber ist zu verschwenderisch, um als Gatte wünschenswert zu sein, als Bräutigam jedoch wäre er ideal!"

*

Konfurrenz. Zu einem sehr trockenen Sommer hatte ein Landwirt eine Maschine erstanden, um seine Felder zu bewässern. Als er sie das erste Mal benutzte, fing es zu regnen an. "Man kann aber wirklich jetzt nichts anfangen, ohne daß man gleich Konkurrenz hat!"

die Zeit lang werden, der Küchenmeister soll noch Punsch und Confitüren servieren, dann aber ins Bett — und keine denkwürdigen Ereignisse mehr." Der König drängte den Spritzen nach zur Tür, "auf Wiedersehen, coeur enlévé, treuherziger Knirps!"



von Laura Vincent.

Zu hart gekochte Eier können dadurch weicher gemacht werden, daß man den Topf vom Feuer nimmt, unter die Wasserleitung hält und einen tüchtigen Strahl kaltes Wasser hineinläßt. Durch dies plötzliche Abschnellen wird merkwürdigerweise das Ei wieder weicher. Lediglich gebildete Speisen lasse man nie in dem Topf, in dem sie gekocht wurden, sondern gebe sie in eine Porzellan- oder Zinnwanne. Am besten wärmt man sie im Wasserbad; ist dies zu langwierig, so tue man in einen Topf ein wenig Wasser, lasse es zum Sieden kommen und fülle dann das zu wärmende Ding, das nur kochend heiß werden, aber nicht kochen darf.

Frische Eier kann man lange erhalten, wenn man sie sofort mit reinem Ölgemisch bestreicht. Dies ist besser als Butter oder Fett, weil es nicht ranzig wird. Es ist am besten, wenn man sie in einem Zinnblech, in dem das Öl brennt, liegend, in einen anderen Raum bringt. Sie brauchen viel frische Luft, getragen aber keinen Zug. Zweimal die Woche gebe man ihnen Wasser und wische die Wände mit einem Schwamm ab.



Der Moskauer Adel im Jahre 1812. Der Verwalter des Archivs des Hofministeriums, L. M. Slavolow, hat seine Arbeit über den Moskauer Adel zur Zeit des Krieges 1812 beendet. Seine wichtigsten Quellen waren die Schiffsliste im Archiv der Moskauer Dependentenverwaltungen, insbesondere die Journale des Landbesitzerverbandes (Komitees) und die Dokumente aus dem Hauptstabarchiv (Verwaltungs- und Militärarchiv). In der Tätigkeit des Adels in Sachen der Volksbewaffnung enthalten waren. Der Verwalter zeichnet, wie der "Gevorg" berichtet, auf Grund dieser Daten ein interessantes Bild der Zeit von 1812. Er beginnt mit der zweiten Hälfte der Moskauer Adel den Moskauer, bei welcher Gelegenheit der Moskauer Adel den Gnadenerlass erhielt. Slavolow spricht sich sehr eingehend vom Kaiser; er erwähnt, daß letzterer sich sorgfältig zum Kriege vorbereitete, dabei aber immer von seiner friedensliebenden Gesinnung habe. Das war offenbar eine diplomatische, die Moskauer in Ungewissheit erhalten sollte. Die erste Antikrist Alexander I. in Moskau ist genau geschildert, ebenso der feierliche Empfang jenseits des Adels, die patriotische Begeisterung, die Übergabe des Volksherees an den Kaiser. Zu dieser Landwehr gehörte der größte Teil der gesamten

„Berlin“ in der getötet. Das in in Klammern Sundetfünftzig wurden durch Nacht.

Die Städte reichwemmungen, straten, fast voll ein Viertel der

Ein kleiner Passagier nach Val-lichen Sturmes Männer, Frauen bereit.

